

Arbeitspapiere

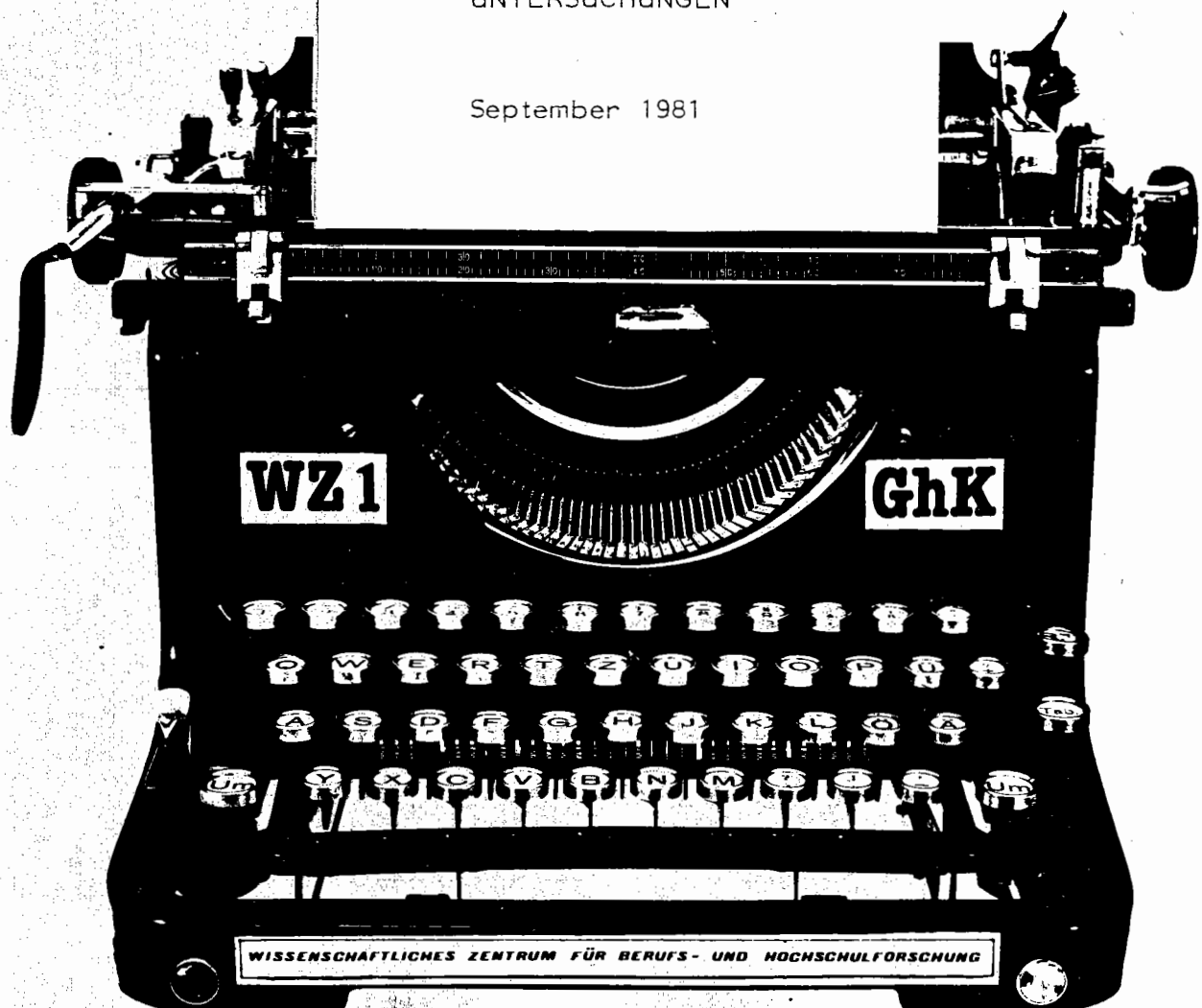
AP-HE0981

Harry Hermanns

DAS NARRATIVE INTERVIEW
IN BERUFSBIOGRAFISCH

9 ORIENTIERTEN
UNTERSUCHUNGEN

September 1981



Arbeitspapiere des Wissenschaftlichen Zentrums für Berufs-
und Hochschulforschung an der Gesamthochschule Kassel
Nr. 9

Harry Hermanns

DAS NARRATIVE INTERVIEW
IN BERUFSBIOGRAFISCH
9 ORIENTIERTEN
UNTERSUCHUNGEN

September 1981

Wissenschaftliches Zentrum für
Berufs- und Hochschulforschung
Gesamthochschule Kassel
Henschelstr. 2
3500 Kassel
Tel.: 0561 - 804 2415

Inhalt:

	<u>Seite</u>
0. Vorwort	1
1. Zur Wirkungsweise narrativer Interviews	3
1.1. Interpretative Soziologie und Anforderungen an ein Interviewverfahren	3
1.2. Das Verfahren des narrativen Interviews	17
1.3. Ebenen der Erzählung	27
1.4. Strukturen biografischer Erzählung	65
1.4.1. Sinnstrukturen berufsbiografischer Erzählungen	65
1.4.2. Prozeßstrukturen berufsbiografischer Erzählungen	71
1.5. Erkenntnismöglichkeiten durch narrative Interviews	90
2. Zur Durchführung narrativer Interviews	97
2.1. Ablaufschema des narrativen Interviews	97
2.2. Handlungsschema im narrativen Interview	102
2.3. Beziehungsschema im narrativen Interview	128
Literaturverzeichnis	135

Diese Arbeit entstand im Rahmen des DFG-geförderten Forschungsprojekts "Soziale Handlungskompetenz von Ingenieuren", an dem Harry Hermanns, Christian Tkocz, Helmut Winkler und Erhard Tietel sowie Marianne Dedekind-Spanehl, Iris Kramer und Dagmar Mann beteiligt sind bzw. waren.

0. Vorwort

Dieser kurze Text entstand im Rahmen eines Forschungsprojektes "Soziale Handlungskompetenz von Ingenieuren", das von der DFG gefördert und am Wissenschaftlichen Zentrum I der GhK durchgeführt wurde.

In diesem Projekt wurden narrative Interviews vor allem mit Ingenieuren des Maschinenbaus von Christian Tkocz, Helmut Winkler und mir durchgeführt.

Wir haben die Methode des narrativen Interviews zunächst aus der Literatur kennengelernt, vor allem durch die Arbeiten von Fritz Schütze. Nach theoretischen Vorarbeiten haben wir den Sprung ins kalte Wasser gewagt und begonnen, uns die Methode praktisch anzueignen, indem wir narrative Interviews machten. Ein solches Verfahren kann man nur als positiv empfehlen. Dennoch möchte ich meine Erfahrungen und Überlegungen, die ich im Verlaufe unseres Projektes über die Methode der narrativen Interviews gewonnen habe, zur Diskussion stellen. Möglicherweise können sie dem / der einen oder anderen helfen, die Aufmerksamkeit auf neue interessante Punkte zu richten oder gar Fehler zu vermeiden.

Die Erfahrungen, die diesem Papier zugrunde liegen, wurden in Interviews mit Ingenieuren gemacht. Gelegentlich habe ich darauf direkten Bezug genommen. Dennoch glaube ich, daß die grundsätzlichen Aussagen des Papiers auch für andere "Zielgruppen" ihre Gültigkeit behalten. Vieles von dem, was hier über Erzählungen im Interview dargestellt wird, kann seinen Stellenwert erst aus dem Verfahren der Auswertung gewinnen.

In dieser Arbeit wird nur ein - wenn auch zentraler - Gegenstand der Auswertung, nämlich die Sinn- und Prozeßstrukturen von Biografien, näher dargestellt. Im Forschungsprojekt, dem diese Arbeit entstammt,

werden darüber hinaus weitere Auswertungen der narrativen Interviews durchgeführt, die die "soziale Welt" der von uns untersuchten Ingenieure, ihre soziale Handlungskompetenz im beruflichen Aktionsfeld sowie die "Sinnquellen" ihres beruflichen Handelns betreffen.

Erst im Zusammenhang mit diesen Auswertungen kann sich die Zweckmäßigkeit des narrativen Interviews als Forschungs- und Erfahrungsinstrument erweisen. Die Möglichkeiten und Probleme der Auswertung werden demnächst in einem weiteren Bericht dargestellt.

Ich danke meinen Kollegen Eckart Liebau, Christoph Oehler, Ulrich Teichler und Helmut Winkler für kritische Kommentare zu früheren Fassungen des vorliegenden Papiers. Christian Tkocz danke ich für Anregungen aus Diskussionen, ebenso Eckart Tietel, Alex Scheuerer und Hans Peter Ekardt. Und - natürlich - danke ich Fritz Schütze für viele Ideen und seine geduldige Unterstützung. Trotz dieser Kommentare, Kritiken und Ratschläge ist das Papier noch nicht wahrhaft vollkommen. Aber das liegt nur an mir.

Harry Hermanns

Clov: I'll leave you.

Hamm: No !

Clov: What ist there to keep me here ?

Hamm: The dialogue.

(Samuel Beckett: Endgame)

1. Zur Wirkungsweise narrativer Interviews

1.1. Interpretative Soziologie und Anforderungen an ein Interviewverfahren

In einem Aufsatz hat Kohli festgestellt, daß sich in der methodologischen Literatur zwar die Ansicht durchgesetzt hat, daß das Forschungsinterview eine besondere Art der menschlichen K o m m u n i k a - t i o n sei, dennoch seien die Konsequenzen, die daraus gezogen würden, unterschiedlich (KOHLI 1978, S. 1). In der mehr positivistisch orientierten Literatur wird der kommunikative Aspekt des Interviews eher als "Störfaktor" angesehen: "Das Ideal ist ein Verfahren, das von allen Merkmalen interpersoneller Prozesse gesäubert ist (...), die Daten werden als Eigenschaften der Person konzipiert" (KOHLI 1978, S. 1 f; vgl. auch BERGER 1974, S. 41 ff).

In der dem "interpretativen Paradigma" (WILSON 1973; SCHÜTZE 1978 c) zuzurechnenden Literatur werden davon abweichende Grundannahmen gemacht. Die erste Annahme besteht darin, daß das Interview "eine soziale Interaktion zwischen wenigstens zwei Partizipanten (ist), die sich in ihren wechselseitigen Verhaltenserwartungen aufeinander beziehen" (WINDOLF 1979, S. 311).

Das Interview wird also grundsätzlich als ein Kommunikationsprozeß aufgefaßt, bei dem dieselben Probleme zu lösen sind wie in alltäglichen Kommunikationen auch: Es muß gegenseitige Verständigung erzeugt und das Gespräch aufrechterhalten werden, soweit es für die pragmatischen Zwecke der Beteiligten erforderlich ist.

Diese Aufgaben stehen bei jeder menschlichen Kommunikation an, unabhängig davon, ob etwa eine Beeinflussung des Gesprächspartners beabsichtigt ist (wie etwa bei einem therapeutischen Gespräch) oder ob sie streng vermieden werden soll: immer sind Probleme der Verständigung und der Organisation des Gesprächsablaufs durch Interaktionen zu lösen, wenn es nicht zu Kommunikationskrisen kommen soll. In der unmittelbaren face-to-face-Kommunikation müssen daher die Gesprächsteilnehmer sich an den jeweiligen Erwartungen ihrer Gegenüber orientieren - sei es in der Vorwegnahme (etwa durch einen Interviewleitfaden) oder im Augenblick der Kommunikation.

Die Gesprächsteilnehmer haben dabei eine Vielzahl von Aufgaben gemeinsam zu lösen, die konstitutiv für das Gelingen der Kommunikation sind. Sie müssen etwa "einen Anfang finden", "ein Thema entwickeln", "Sprecherwechsel durchführen", "einen Abschluß finden" und anderes mehr. Jede dieser Aktivitäten muß von Gesprächsteilnehmern je nach ihrer Beteiligungsrolle vorbereitet, angedeutet, durchgeführt, bestätigt und bei alledem noch von den anderen Gesprächsteilnehmern akzeptiert und bestätigt (ratifiziert) werden. "Als allgemeinste Formulierung dieser Anforderungen zur Ausfüllung der Beteiligungsrolle in hinreichender Weise kann gelten: selber alle erforderlichen Aktivitäten ausführen und dem Partner Gelegenheit geben, die für die Ausfüllung seiner Rolle erforderlichen Aktivitäten auszuführen" (KALLMEYER, 1978, S. 17).

Diese Aktivitäten dienen der Aufrechterhaltung der G e s p r ä c h s - o r g a n i s a t i o n, sie sind interaktionslogisch notwendig und noch völlig unabhängig von jeweiligen Gesprächsinhalten oder der Modalität, in der die Gesprächsteilnehmer diese Aktivitäten ausüben. Da diese Aufgaben jedermann bekannt sind und jedes normale Mitglied der Gesellschaft über die Kompetenz verfügt, diese Anforderungen zu bewältigen, laufen die entsprechenden Prozesse meist problemlos ab. Man setzt im alltäglichen Handeln einfach voraus, daß der Interaktionspartner die Basisregeln oder Idealisierungen (SCHÜTZ 1971, S. 13) bzw. die Interpretationsverfahren (CICOUREL 1975, S. 17) beherrscht. Die Interpretationsverfahren sind dabei zu unterscheiden von normativen Regeln,

die ein subkulturspezifisch oder epochenspezifisch geteiltes Einverständnis definieren. Normative Regeln, oder einfacher: Normen, geben den Mitgliedern einer Gesellschaft bindende "Anweisungen", was zu tun ist, falls eine bestimmte Situation vorliegt. Die Normen selbst enthalten jedoch keine voll handlungsinstruktiven Hinweise darauf, welcher Normenkomplex in einer plötzlich in der Realität auftretenden Situation Gültigkeit hat. Die "Zuordnung" von Normen zu Situationen ist nicht in eindeutigen "Supernormen" geregelt – was ohnehin nur zu einer endlosen Kette führen würde, denn auch die Anwendung der Supernormen müßte dann durch Super-Supernormen geregelt sein – und so fort. Allein durch Normen ist also soziales Handeln in Situationen nicht zu erklären, denn Normen müssen immer mit einem empirischen Fall zusammengebracht werden, auf den die normativen Regeln anwendbar sind. "Die Mitglieder einer Gesellschaft müssen die K o m p e t e n z erwerben, ihrer Umwelt Bedeutung in einer Weise zuzuordnen, daß Oberflächenregeln (d.h.: Normen; H.H.) aufgestellt werden können, die mit Einzelfällen verbindbar sind. I n t e r p r e t a t i o n s v e r - f a h r e n sind also invariante Eigenschaften des praktischen Alltagsdenkens und sind notwendig, um den wichtigsten (...) Normen (...) Sinn zuzuordnen" (CICOUREL 1975, S.30; eigene Hervorhebungen).

Das Handeln in sozialen Situationen setzt also immer ein "Wiedererkennen" von bestimmten situativen Merkmalen voraus, die mit gewissen normativen Regeln in Verbindung gebracht werden. Die Aufbereitung von Wirklichkeit für den "kulturellen Bedarf", die durch die Interpretationsverfahren zu leisten ist, setzt ein generatives Modell voraus, wie dies in Anlehnung an Chomskys Arbeiten zur Transformationsgrammatik unter anderem von Cicourel für die Soziologie entwickelt wurde (vgl. CHOMSKY 1973 sowie CICOUREL 1975, S. 30).

Den Interpretationsverfahren liegen gewisse Annahmen zugrunde, die die Interaktionsteilnehmer als gegeben unterstellen, um überhaupt sinnvolles Handeln zu ermöglichen. Obwohl allen an einer Interaktion Beteiligten klar ist, daß die Selbstidentitäten der Beteiligten verschieden sind, daß

die ausgetauschten Symbole notwendigerweise vage sind und daß deren jeweilige Interpretation unterschiedlich ist, müssen die Interaktionsteilnehmer, um die Kommunikation überhaupt zu ermöglichen, idealisierende Unterstellungen machen, um die Unvereinbarkeiten zu überbrücken.

Die erste idealisierende Unterstellung, die wir hier aufführen wollen, ist die Annahme der Vertauschbarkeit der Standorte (SCHÜTZ 1971, S. 13). Diese Idealisierung überbrückt das Problem, daß derselbe Gegenstand für mich etwas anderes bedeutet als für meine Mitmenschen. Der Grund dafür liegt nicht darin, daß diese inkompetent wären, sondern daß sie zu demselben Gegenstand in unterschiedlicher Distanz stehen und "andere Aspekte als typisch erfahren" (SCHÜTZ 1971, S. 13). Dieses Problem wird durch die idealisierende Annahme überbrückt, daß ich - würde ich mit meinem Gegenüber die Plätze tauschen - dieselbe Distanz zum Gegenstand hätte und dieselben typischen Aspekte sähe wie er jetzt.

Die zweite idealisierende Unterstellung ist die Annahme der Kongruenz der Relevanzsysteme (SCHÜTZ 1971, S. 13). Sprecher und Hörer gehen davon aus, daß sie zwar die Gegenstände dieser Welt aufgrund der unterschiedlichen biografischen Situation verschieden sehen, daß aber gleichzeitig "jeder von ihnen die Objektumwelt, auf die sie sich beziehen, in einer für die vorliegende praktische Handlung weitgehend identischen Art interpretieren" (CICOUREL 1975, S. 32).

Die dritte idealisierende Unterstellung ist die "e t - c e t e r a - Annahme" (CICOUREL 1975, S. 32). Durch sie soll das Problem der notwendigen Vagheit von Symbolen in der Interaktion gelöst werden. Die Vagheit von Symbolen resultiert aus der Tatsache, daß Symbole stets als Index für einen umfassenden Bedeutungszusammenhang verwendet werden. Um Kommunikation zu ermöglichen, wird die idealisierende Annahme der Ergänzung eines umfassenden Zusammenhangs gemacht. Dies meint, daß der Sprecher bei der Verwendung eines bestimmten lexikalischen Items

"einen umfassenden Zusammenhang im Sinn hatte und man geht davon aus, daß der Zuhörer diesen Zusammenhang "ausfüllt", wenn er Entscheidungen über die Bedeutung des Items trifft, (...) (oder fähig zu sein) die Entscheidung über das Item aufzuschieben, bis zusätzliche Informationen erfolgen" ((CICOUREL 1973, S. 177).

Die vierte idealisierende Unterstellung ist die Annahme vom gemeinsamen Handlungsschema (SCHÜTZE). Durch sie soll das Problem der Verschiedenheit der Interpretation der Situation überbrückt werden. Sie läßt sich folgendermaßen formulieren: "Du und ich - wir halten uns beide an ein gemeinsam ausgehandeltes verbindliches Handlungsschema. Abweichungen hiervon werden in beidseitigem Einverständnis ausgehandelt" (SCHÜTZE 1978, S. 102). Man kann die Unterstellung des gemeinsamen Handlungsschemas auch als "Definition der Situation" bezeichnen (vgl. SCHÜTZE 1978 b, S. 102).

Die "Unvereinbarkeiten der Interaktion" können nur dann überwunden werden, wenn die - hier nur unvollständig skizzierten - "idealisierenden Annahmen" von allen Interaktionsteilnehmern in ihrem Handeln unterstellt werden, und zwar in einer triadischen Struktur: "Ich gehe davon aus, daß du davon ausgehst, ich ginge davon aus" (KALLMEYER 1978, S. 38 .

Das Vorhandensein einer triadischen Unterstellungsstruktur allein genügt jedoch nicht, um Aktivitäten hervorzubringen, die ein gemeinsames Handlungsschema konstituieren. In Gesprächssituationen darf der Sprecher nicht nur kleinräumig seinen eigenen Redebeitrag vor Augen haben, er muß auch - wenn es nicht zur Interaktionskrise kommen soll - großräumig dabei berücksichtigen, welche Möglichkeiten der Reaktion er dem anderen durch einen Beitrag gibt und wie beide Aktivitäten, die eigene und die des anderen, gemeinsam zu dem vereinbarten Handlungsschema beitragen können. "Beide Teilnehmer müssen infolgedessen davon ausgehen, daß jeder von ihnen wahrnehmbare und intelligente Ausdrucksweisen als eine notwendige Bedingung für eine geregelte Interaktion hervorbringt. Darüber hinaus muß jeder die Interaktionen (...) des anderen rekonstruieren, wenn sich eine koordinierte soziale Interaktion ergeben soll" (CICOUREL 1973, S. 177).

Neben den Intentionen des anderen muß der Sprecher aber auch noch berücksichtigen, daß seine Aktivitäten im Rahmen eines ausgehandelten Handlungsschemas stattfinden und damit für dieses "übergeordnete Handlungsschema" Bedeutung haben. Geregelte Kommunikation besteht also nicht nur in der Erfüllung ausgehandelter Handlungsschemata durch den Einsatz von in Sequenzen gegliederten Einzelschemata, sondern auch im sukzessiven Einsatz der Handlungsschemata zur Erfüllung des Interaktionszwecks, wobei Aushandlung, Durchführung und Abschluß von Handlungsschemata den Sinn der Interaktion verändern können.

Wird in einer Interaktion gegen diese Annahmen verstoßen und damit die Normalform akzeptabler Rede verletzt (CICOUREL 1975, S. 16 u. 33 f), so geraten die Interaktanten in Schwierigkeiten bei ihrem Versuch, der Umwelt Sinn zuzuordnen. Sie werden entsprechende Maßnahmen ergreifen und die aufgekommene Interaktionskrise durch Ausgleichshandlungen beizulegen versuchen, um zur allgemein akzeptablen Rede zurückzukehren.

Diese kurz skizzierten Grundannahmen der interpretativen Soziologie über die Interaktion in Gesprächen sind für die Anforderungen, die an ein Interviewverfahren gestellt werden, von Bedeutung.

Die "Idealisierung der Vertauschbarkeit der Standorte" impliziert zunächst die Existenz unterschiedlicher Standorte, die sich in der Kommunikation auch zeigen - sonst bedürfte es keiner Idealisierung hinsichtlich ihrer Vertauschbarkeit.

Da je nach Standort derselbe Gegenstand für mich etwas anderes bedeutet als für mein Gegenüber, muß ich, um Verständigung überhaupt zu sichern, meinem Gesprächspartner die Gewähr geben, daß meine Sicht eines Gegenstandes aufgrund meines Standortes sinnvoll ist. Das kann sozusagen auf Treu und Glauben geschehen, etwa wenn ich als Experte Auskünfte gebe. Die Idealisierung der Vertauschbarkeit der Standorte wird durch die Machtrelation Experte - Laie "gerechtfertigt". Eine solche Beziehung ist jedoch dann nicht adäquat, wenn es darum geht, die Perspektive des anderen zu erforschen, die Welt sozusagen mit dessen Augen zu sehen. Um dies zu ermöglichen, muß der

zu Erforschende (Interviewpartner) im Interview die Möglichkeit bekommen, seinen Standort, seine Perspektive und seine Sicht der Dinge deutlich zu machen. Dazu muß er sich in einer für ihn natürlichen Sprache ausdrücken können, die auch gleichzeitig dem Interviewpartner zugänglich ist und von diesem beherrscht wird.

Diese Funktion kann in den meisten Fällen nur die Alltagssprache übernehmen. Neben der Wahl der Sprache setzt die Darstellung der eigenen an den jeweiligen Standort gebundenen Perspektive eine gewisse Souveränität bei der Themenwahl und Ausgestaltung der Darstellung voraus. Insbesondere muß ein entsprechendes Interviewverfahren dem Interviewpartner

- in seinen Beiträgen A u s f ü h r l i c h k e i t gestatten. Er muß die Auswahl der Redegegenstände, über die er sich äußert (z.B. Hintergrunddarstellungen und Begründungen) selbst treffen können;
- einen hohen D i s p o s i t i o n s s p i e l r a u m in der Auswahl und Gestaltung seiner Beiträge hinsichtlich der Themenwahl und der Darstellungsmodalität gewähren. Dabei sind Vorgaben des Interviews soweit wie möglich zu unterlassen;
- D e t a i l l i e r t h e i t in der Darstellung eines Redegegenstandes ermöglichen.

Die Gewährung dieser drei Freiheitsgrade gibt dem Interviewpartner Gelegenheit, die "Normalität" seiner Perspektive, die sich aus seinem Standort ergibt, darzustellen. Er trägt so seinen Teil dazu bei, den Zuhörer zu überzeugen, daß er die idealisierende Annahme der Vertauschbarkeit der Standorte zu Recht gemacht hat. Die Idealisierung der Kongruenz der Relevanzsysteme meint, bezogen auf ein Interview, daß Interviewer und Interviewpartner in der Interviewsituation die Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit in einem für den Zweck des Interviews hinreichenden Maß ähnlich interpretieren.

In der positivistischen Sicht ist die Interpretation von Interviewergebnissen relativ einfach, da die Antworten der Interviewten - protokollierte Texte - als Daten aufgefaßt werden, die nach einer schematischen Kodierung direkt gewissen Vergleichsverfahren, etwa hinsichtlich der Verteilung von Merkmalen, unterzogen werden können.

Im positivistischen Verständnis von empirischer Sozialforschung werden soziale Strukturen, d.h. Regelmäßigkeiten des menschlichen Handelns, aufgrund von statistischer Aufarbeitung der Häufigkeitswerte vorgefundener Merkmale nachgewiesen. Je größer die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von bestimmten Merkmalen eines Phänomens ist, um so 'sicherer' ist die zugrundeliegende Hypothese und um so stärker ist auch die Wirkung der zugrundeliegenden Struktur auf das Handeln, oder genauer: je mehr Menschen werden von der Struktur erfaßt.

Die interpretative Soziologie geht davon aus, daß die Menschen ein Alltagswissen sowohl über normative Regelungen als auch über Interpretationsverfahren und somit die Kompetenz haben, in sozialen Situationen mit ihren Mitmenschen sinnvoll in Interaktion treten zu können. Dabei sind jeweils Einigungsprozesse über die Art der Situation, in der sich die Handelnden befinden, und über die Regeln, die für diese Situation gelten, zu verhandeln. Dies geschieht, indem sie "ein Verständnis davon hervorbringen und aufrechterhalten, daß ihre Interaktion in eine objektiv existierende soziale Welt eingebettet ist und daß sie gemeinsame Definitionen und gemeinsame Sprache halten" (WILSON 1973, S. 71).

Wir haben es also mit einem "reflexiven" Prozeß zu tun: Die 'Objektivität' gesellschaftlicher Strukturen existiert dadurch, daß die Mitglieder einer Gesellschaft sie in ihrem Handeln in jeweils besonderer Weise reproduzieren oder modifizieren. Die Struktur zeigt in diesem Verständnis ihre Geltung auch dann, wenn ein Gesellschaftsmitglied sich zwar "regelwidrig" verhält, dies aber durch besondere Vorkehrungen absichert und so die Bedeutung der gesellschaftlichen Regel bestätigt und in gewisser Weise aufrecht erhält. Im Vergleich zu dieser Sichtweise

ist die Position der positivistischen Soziologie sehr verkürzt, weil dabei "alle Phänomene, die die gleichen Merkmale aufweisen, (...) als der gleichen Klassen von Phänomenen zugehörig identifiziert werden" (WILSON 1973, S. 65).

Wir haben es hier mit einer "abbildenden Beschreibung" von Phänomenen zu tun, die quasi 'objektiviert' erfaßt werden. Diese "Objektivität" ist jedoch "eine der Methoden, nicht des Erforschten" (ADORNO 1972, S. 199). Sie setzt sich über die Tatsache hinweg, daß die Phänomene nicht als solche auf die Menschen wirken, sie tun dies vielmehr aufgrund der B e d e u t u n g, die sie für den Betreffenden haben. Diese Bedeutungen sind nicht immer eindimensional, sie haben vielmehr unterschiedliche, z.T. sogar widersprüchliche Elemente. Die V i e l s c h i c h t i g k e i t in der Darstellung ist eine Bedingung, um zwischen Gesprächspartnern, deren Sprache nicht "gleichgeschaltet" ist, Verständigung zu sichern: Gerade die "Breite" der Interpretationsmöglichkeiten erlaubt es dem Zuhörer, Bekanntes herauszuhören, Ähnlichkeiten in der Perspektive und der Bedeutungszuschreibung zu entdecken: was später, wenn der Zusammenhang sich verdichtet, sich auch als Irrtum erweisen und korrigiert werden kann. Dennoch ist die Vielschichtigkeit von Symbolen notwendig und nützlich: Sie ist notwendig, weil sie dem unintegrierten Gefühlsleben entspricht und ihm entsprechend Ausdruck verleiht. Eine vielschichtige Darstellungsweise ist darüber hinaus für die Aufrechterhaltung der Interaktion nützlich, weil die daraus resultierende Vagheit von Aussagen unterschiedliche "Lesarten" (SOEFFNER, OEVERMANN) zuläßt. Neben Lesarten, die "die Sache" betreffen, sind dabei auch solche möglich, die persönliche Evaluationen des angesprochenen Gegenstandes beinhalten. Als Anforderung an ein Interviewverfahren soll hier unter diesem Punkt festgehalten werden, daß es dann, wenn Verständigung nicht nur über hoch-objektivierte, sondern auch über 'subjektive' Phänomene ermöglicht werden soll, Vielschichtigkeit in der Darstellung erlauben muß, so daß neben der Sachverhaltsdarstellung immer auch die Beziehung des Sprechers zum Gegenstand und zu handelnden Personen zum Ausdruck kommt.

Die Idealisierung der et-cetera-Annahme muß deshalb gemacht werden, weil sprachliche Symbole notwendigerweise vage sind und ihre jeweilige Bedeutung sich erst aus dem Kontext erschließen läßt. Die Vagheit von Symbolen ist um so größer, je weniger der Gegensatz des Gesprächs 'objektiviert' ist. Je mehr hoch-anonyme Zeichen zur Verständigung verwendet werden können, um so weniger Handlungen sind erforderlich, die den Sinn haben, den Kontext der Rede zu erläutern. Eine Interviewfrage nach der Anzahl der Telefone auf dem Schreibtisch ist noch problemlos zu beantworten. Aber bereits eine Frage nach der Zahl der Arbeitsplatzwechsel ist nicht mehr so einfach: vielleicht gab es "sanfte" Übergänge, der Arbeitsplatz blieb zwar derselbe, aber die Abteilung drum herum schrumpfte, und damit veränderte sich auch die Tätigkeit und - eigentlich ist es jetzt ein ganz anderer Arbeitsplatz. Eine solche Auskunft erfordert bereits einen größeren Darstellungsaufwand, um den Kontext der Aussage, der zum Verständnis nötig ist, zu liefern.

Wenn die "subjektive Perspektive" des Interviewpartners hinsichtlich seiner beruflichen Biografie Gegenstand der Untersuchung ist, dann haben wir es nicht mit hoch-anonymen Symbolen zu tun; so ist die et-cetera-Annahme nur dann als begründet anzusehen, wenn eine Klärung des Sinns von Symbolen und damit von Texten zwischen Interviewer und Interviewpartner möglich ist. Die D i s k r e p a n z e n, die durch die et-cetera-Annahme überbrückt werden sollen, können dabei von dreierlei Art sein:

Die erste Art der Diskrepanz liegt vor, wenn die beiden Gesprächspartner einem Symbol unterschiedliche Sets von möglichen sinnvollen Bedeutungen zuordnen. Dies kann auf die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Sprachgemeinschaften (Subkulturen) zurückzuführen sein, in denen die Bedeutung des betreffenden Symbols unterschiedlich ist. In diesem Fall sind beide Gesprächsteilnehmer kompetent, aber sie sprechen zwei Sprachen. Die et-cetera-Annahme bedeutet in diesem Fall, daß die Gesprächspartner davon ausgehen, daß sich diese Unterschiede im weiteren Gespräch noch aufklären werden und man zu einer Übersetzung kommen wird. Erfüllt sich diese Annahme nicht, dann redet man aneinander vorbei: Wird dies bemerkt, dann kommt es zu einer Krise, wird es nicht bemerkt, dann führt dies zu diskrepanten Sinnzuschreibungen an das

Gespräch, die, wenn die Interaktion nicht weitergeführt wird, keine praktischen Folgen hat. Bezieht man sich jedoch im praktischen Handeln auf dieses Gespräch, dann wird die diskrepante Sinnzuschreibung zu mehr oder weniger bedeutsamen Krisen führen.

Die zweite Art diskrepanter Bedeutungszuschreibung liegt dann vor, wenn zumindest ein Gesprächspartner inkompetent im Umgang mit den betreffenden Symbolen ist. Dies liegt immer dann vor, wenn der eine sich einer Spezialsprache bedient, der der andere nicht folgen kann. Er ist dann darauf angewiesen, sich die Verwendung des Symbols erklären zu lassen oder darauf zu warten, daß sich die Klärung aus dem Kontext ergibt.

Die dritte Art diskrepanter Bedeutungszuschreibungen bezieht sich auf Fälle, in denen weder die Interpretationskompetenz der Gesprächspartner defizitär ist noch Unterschiede in der Zugehörigkeit zur Sprachgemeinschaft vorliegen. Die Diskrepanz liegt hier nicht darin, daß die Gesprächspartner einem Text prinzipiell andere potentiell sinnvolle Interpretations m ö g l i c h k e i t e n zuordnen, sondern in der unterschiedlichen Selektion der jeweils als richtig angenommenen Interpretation. Die Unterschiedlichkeit der Selektion erfolgt deshalb, weil jeder Gesprächspartner einen anderen Interpretationshintergrund konstruiert, aufgrund dessen die Selektion einer anderen Interpretationsmöglichkeit sinnvoll erscheint. Bei dieser Art unterschiedlicher Interpretation von Symbolen kann die Tatsache, daß man eine et-cetera-Annahme gemacht hat, sich also darauf verlassen hat, daß der Sinn einer Rede sich schon noch im weiteren aufklären wird, durch eine Überraschung bestätigt werden, nämlich durch die Entdeckung, daß der möglicherweise nicht explizite Kontext einer Rede ganz anders ist, als der Zuhörer dies ursprünglich gedacht hatte. Als Anforderung an ein Interview, daß sich nicht auf die Erhebung hoch-objektivierter Phänomene beschränkt, kann also die Maxime gestellt werden, daß die vom Zuhörer gemachten et-cetera-Annahmen im Interview einer möglichst weitgehenden und gründlichen Überprüfung offen stehen müssen, so daß sie sich auf eine der drei genannten Diskrepanz-Arten zurückführen und schließlich aufklären

lassen. Dies bedingt Ausführlichkeit in der Darstellung sowie "kommunikativen Austausch", um durch kommunikative Validierung zusätzliche Informationen über die subjektiv intendierten Bedeutungszuschreibungen zu erhalten. Dabei muß der Interviewer in der Lage sein, die Darstellungsweise und die Sichtweise des Interviewpartners zu übernehmen und seine eigenen Kategorien zunächst zu dispensieren (vgl. SCHATZMANN und STRAUSS 1973, S. 69).

Die Idealisierung vom gemeinsamen Handlungsschema geht davon aus, daß beide Interaktionspartner eine für die Durchführung des Interviews hinreichend übereinstimmende Definition der Situation unterstellen. In einem konventionellen Interview, das nach dem Schema "Frage-Antwort, (neue) Frage-Antwort usw." abläuft, wird ein Verhältnis zwischen Interviewer und Interviewpartner unterstellt, das sich im Gesprächsverlauf paradox ausdrückt: Auf der Ebene des Gesprächsablaufs ist der Interviewer Experte, der Interviewpartner Laie: Der Interviewer hat - angeblich aufgrund seiner sozialwissenschaftlichen Kompetenz - die Entscheidungsgewalt darüber, welche Fragen gestellt werden, wie ausführlich zu antworten ist, wann ein Thema abgehandelt ist usw.. Der Interviewpartner als Laie auf dem Gebiet des Interviewführens fügt sich dem vom "Experten" (Interviewer) vorgegebenen und durchgesetzten Gesprächsverlauf. Auf der Ebene der inhaltlichen Sachdarstellung ist dagegen das Experten-Laie-Verhältnis umgekehrt: Der in Sachfragen unkundige Laie fragt und läßt sich durch den Experten sachkundig machen. Wir haben es also beim konventionellen Interview mit der paradoxen Situation zu tun, daß der angebliche V e r f a h r e n s e x p e r t e gleichzeitig der G e g e n s t a n d s l a i e ist und, umgekehrt, der Gegenstandsexperte ist der Verfahrenslaie. Dabei wird unterstellt, daß die Gesprächsführung des Verfahrensexperten gegenstandsangemessen ist, d.h. man setzt voraus, daß der Interviewer z.B. weiß, welche Fragen zum Gegenstand relevant sind und wann eine Auskunft erschöpfend ist. Die Festlegung eines solchen Handlungsschemas des Experten-Laien-Gesprächs mit geteilter Zuständigkeit für Gegenstand und Verfahren unterstellt dem Interviewer eine Qualifikation, die nicht problemlos vorausgesetzt werden kann. Sie entspricht am ehesten einem Verfahren des Testens von Hypothesen, bei dem vorausgesetzt wird, daß der Forscher

bereits alles Relevante über den Gegenstand weiß und seine Hypothesen nur noch einer empirischen Prüfung aussetzen will, die die Hypothese bestätigen oder zu Fall bringen kann.

Geht man jedoch von einem methodologischen Ansatz aus, bei dem das Ziel der Auswertung von Interviews in der Hervorbringung von Theorie besteht (vgl. GLASER und STRAUSS 1967 sowie GLASER 1978), dann muß man berücksichtigen, daß der Interviewer während des Interviews noch kein vollständiges Bild vom Gegenstand hat. Er kann daher nicht von vorneherein beanspruchen, Experte für das Verfahren des Interviews zu sein, d.h. die Relevanz und die Vollständigkeit von Darstellungen des Interviewpartners allein zu bestimmen. Vielmehr ist eine Aushandlung des Verfahrens nötig, in der sowohl Untersuchungsinteresse und Vorwissen des Interviewers als auch die Sachkenntnis des Interviewpartners eingehen müssen. Die entsprechenden Aushandlungsprozesse müssen offen sein und dürfen nicht durch das Verfahren selbst vorweggenommen werden (z.B. Fragebogen), wenn ein Interview der Hervorbringung von Theorie im Sinne einer "empirisch fundamentierten Theorie" eingesetzt wird (vgl. dazu GLASER und STRAUSS 1967; GLASER 1978).

Wie ein Interviewverfahren beschaffen sein "muß" hängt davon ab, welche Bedeutung den hier skizzierten Idealisierungen zukommt. Kann man mit guten Gründen annehmen, daß es für ein Interviewvorhaben unerheblich ist, wie diese Idealisierungen durchgeführt werden, dann kann auf ein aufwendiges Interviewverfahren verzichtet werden, das diese Idealisierungen selbst in den Blickpunkt der Untersuchung stellt. Eine Befragung, die etwa Kaufgewohnheiten erkunden soll ("wie oft essen Sie Schokolade?") oder das Wahlverhalten ("wenn am nächsten Sonntag Bundestagswahlen wären, welcher Partei würden Sie Ihre Stimme geben ...?") kann wohl weitgehend auf eine genauere Untersuchung der Bedeutung von Schokolade oder einer bestimmten Partei für den Interviewpartner verzichten, da mit relativ anonymen Symbolen operiert wird. Ihre Aussagen können demnach von gewissem prognostischen Wert über Käufer- oder Wählerverhalten sein.

Befragungen im Rahmen von Untersuchungen, die Sichtweisen und Handlungsweisen von Personen verstehbar machen und aus sozialen Bedingungen erklären wollen, werden die "Idealisierungen" im Gesprächsverlauf nicht einfach unbesehen wie im Alltagsgespräch hinnehmen können, sondern müssen ihr Augenmerk darauf richten. Das bedeutet aber, daß bereits in der Art der Interviewführung berücksichtigt werden muß, wie der Umgang mit diesen Idealisierungen aussehen soll:

- Wie das Verhältnis von Standort und Perspektive der Interviewpartner berücksichtigt wird,
- wie ein Verständnis der gültigen Interpretation der verwendeten Symbole hergestellt wird,
- wie die Vermittlung des jeweils mitgedachten, aber nicht explizierten Hintergrundes von Darstellungen geleistet und berücksichtigt werden kann und
- wie jeweils Verfahren und Gegenstand und damit der Sinn jeder Phase des Interviews zwischen Interviewer und Interviewpartner ausgehandelt wird.

Berufsbiografisch orientierte Interviews machen es erforderlich, daß der Interviewpartner Gelegenheit hat, seine standortgebundene Perspektive deutlich zu machen, da sie ja gerade Gegenstand der Fragestellung ist, daß eine Klärung der Bedeutung von oft "bildlich" verwandten Symbolen, die aus der persönlichen Erfahrung stammen und oft auch eine Darstellung der Beziehung zum Gegenstand einschließen, stattfindet, und daß berufsgruppenspezifisches und persönliches Hintergrundwissen einfließt. Schließlich ist es auch von Bedeutung, im Interaktionsverlauf Phasen zu ermöglichen, in denen der Interviewpartner mehr auf den von ihm hervorgebrachten Gegenstand bezogen sein kann als auf seinen Gesprächspartner, den Interviewer. Hierauf werden wir vor allem im Abschnitt 1.3. noch zurückkommen.

1.2. Das Verfahren des narrativen Interviews

Die Funktionsbedingung narrativer Interviews ist das Zustandekommen einer "Erzählung eigenerlebter Geschichten" (SCHÜTZE 1976, S. 163) durch den Interviewpartner. Gegenüber der Beantwortung standardisierter oder leitfadengesteuerter Interviewfragen hat das Gespräch im narrativen Interview einen "natürlichen" Charakter und entspricht damit der Forderung nach einer "natural sociology" (SCHATZMANN und STRAUSS 1973) oder einer "down to earth sociology" (HENSLIN 1976). Erzählungen sind alltagsweltliche Darstellungsformen, die jedem Gesellschaftsmitglied vertraut sind und die es immer dann anzuwenden gilt, wenn es etwas zu erzählen gibt, etwa wenn eine gemütliche Runde beisammen sitzt und jeder eine amüsante, überraschende oder spannende Geschichte beisteuert, wenn man in einer Vernehmung aufgefordert wird, den Hergang eines Ereignisses darzustellen, wenn ein Kind zum hundertsten mal die Geschichte vom Rotkäppchen hören will oder wenn man einem Freund erklärt, wie man unschuldig Opfer eines Verkehrsunfalls wurde. Geschichtenerzählen ist etwas Alltägliches und jedermann weiß, wie Geschichten erzählt werden: Das "Rotkäppchen" kann man nicht bringen wie einen Polizeibericht; in einer Vernehmung sollte man keine Märchen erzählen, sondern einen Tathergang schildern und am Stammtisch schließlich muß die Geschichte etwas "hergeben" - was immer das heißt. Je nach Situation erzählt man einmal kühl und bezogen auf das Erkenntnisinteresse des anderen - dem Kommissar erzählt man das, was ein Kommissar hören will - und ein anderes mal erzählt man ausschweifend, dramatisch, mit Imitation von Stimmen und Gebärden der Akteure, fast wie ein "Ein-Mann-Theater".

Narrative Interviews sind nun Interviews, die genau auf die Erzählung eigenerlebter Geschichten abzielen (SCHÜTZE 1976, 1977). Der Interviewpartner wird dabei aufgefordert, eine Geschichte zu erzählen; entweder eine biografische Geschichte - die Geschichte seines Berufslebens (dies ist in der zugrundeliegenden der Fall); die Geschichte seiner Auswanderung, seine Krankheitsgeschichte (dies ist bei SCHÜTZE 1980 der Fall) oder die Geschichte eines besonderen Ereignisses, etwa einer Naturkatastrophe (SCHATZMANN und STRAUSS 1966) oder einer Gemeindezusammenlegung (SCHÜTZE 1976).

Narrative Interviews haben dabei folgendes Grundmuster: Der Interviewer bittet den Interviewpartner, ihm die Geschichte zu erzählen, die Thema des Interviews ist, also entweder die Geschichte seines Lebens oder die Geschichte eines Ereignisses. Der Interviewpartner folgt dieser Aufforderung und erzählt in der sogenannten E r z ä h l p h a s e seine Geschichte, die der Interviewer sich mit deutlich gezeigtem Interesse anhört, ohne den Erzähler (Interviewpartner) zu unterbrechen, ohne Fragen zu stellen und ohne die eigene Position zu den dargestellten Inhalten deutlich zu machen. Ist der Erzähler mit der Erzählung der Geschichte zu Ende gekommen, dann beginnt die nächste Phase, in der der Interviewer zum Zuge kommt: In dieser sogenannten R ü c k g r i f f p h a s e bittet der Interviewer den Interviewpartner noch einmal, einzelne Episoden der Erzählung zu präzisieren. Der Interviewer sollte dabei kein neues Thema benennen, sondern an die bereits erzählte Geschichte anknüpfen und an einzelnen Punkten bitten, doch noch etwas ausführlicher darzustellen, was sich zugetragen hat. "Verboten" sind dabei alle Fragen nach Begründungen, Argumentationen und Äußerungen von Zweifel. Der Interviewer spricht vor allem diejenigen Punkte der Geschichte an, die ihm aus verschiedenen Gründen auffällig sind, etwa weil sie Widersprüchliches enthalten oder weil eine Episode plötzlich abbricht, weil Sprünge auftreten oder weil sie aus sonstigen Gründen dem Interviewer unverständlich sind.

Der Interviewpartner (Erzähler) hat dann Gelegenheit, auf diese Fragen noch einmal einzugehen, indem er die Geschichte präzisiert, neues hinzufügt oder bereits Erzähltes modifiziert. Nach den Rückgriffen besteht Gelegenheit, im dargestellten Fall Bilanz zu ziehen (B i l a n z i e - r u n g s p h a s e).

Das gesamte Interview wird auf Band (Video- oder Audioband) m i t g e s c h n i t t e n und anschließend t r a n s k r i - b i e r t ¹⁾.

1) Die anwendbaren Transkriptionssysteme sind ausführlich beschrieben in EHLICH und SWITALLA 1976.

Grundlage der weiteren Auswertungsprozedur ist entweder das Band oder - meist - der transkribierte Text. Das narrative Interview unterscheidet sich also von anderen Interviewverfahren dadurch, daß die Vorgabe, die der Interviewer dem Interviewpartner gibt, im wesentlichen nur in der Angabe des Themas besteht, zu dem der Interviewpartner seine E r l e b n i s s e erzählen soll. Auch die Nachfragen des Interviewers folgen streng der Logik der vom Interviewpartner erzählten Geschichte, sie ergeben sich aus der Darstellung des Interviewpartners und sind nur auf Sachverhalte bezogen, die dieser selbst eingebracht hat. Anders als in standardisierten oder leitfadengesteuerten Interviews, in denen Erzählungen - wenn überhaupt - t r o t z des Interviewverfahrens vorkommen können, ist im narrativen Interview die Erzählung im Rahmen des vorgegebenen Grobthemas entscheidend für die Festlegung der Spannweite des Interviews und für die Definition der einzelnen Themen und die Bestimmung der Relevanz einzelner Ereignisse und Gegebenheiten.

Von anderen sozialwissenschaftlichen Verfahren, die auf Daten aus Erzählungen basieren - wie etwa der Analyse schriftlicher biografischer Aufzeichnungen - unterscheidet sich das narrative Interview durch das Element des Interviews, also des gezielten, vor dem Interview geplanten und festgelegten Einsatzes von sprachlichen Interventionen des Interviewers, die den Interviewpartner zu gewissen Äußerungen bewegen sollen.

Narrative Interviews stellen so einen verfahrensmäßigen Zwitter dar, in dem kontroverse Prinzipien koexistieren:

- Das P r i n z i p d e s s p o n t a n e n E r z ä h l e n s sowie des Zuhörens und g e l e g e n t l i c h e n Eingreifens: Ein Erzähler erzählt einem Gegenüber Geschichten eigenerlebter Ereignisse, wobei der Gegenüber sich von dieser Erzählung mehr oder weniger fesseln läßt und beide Gesprächspartner dem sich von Augenblick zu Augenblick ergebenden Fluß der Interaktion folgen, und

- das Prinzip des gezielten, planmäßigen Nachforschens durch Fragen: Der Fragende folgt einem "Programm" das festlegt, welche Fragen für den Interviewer von Interesse sind und welche nicht.

Zunächst mag es scheinen, daß das eine Prinzip das jeweils andere stört: Im geschlossenen Interview sind Interviewpartner, die auf eine Sachfrage mit einer ausschweifenden Geschichte antworten, für den Interviewer lästig, zeitraubend oder gar unbrauchbar. Umgekehrt ist eine auf Erzählungen basierende Erhebung gescheitert, wenn der Interviewer im Gespräch nur die eigenen Fragen anzubringen versucht und so den Interviewpartner daran hindert, seine Geschichte zu erzählen. Während also in traditionellen Interviews das Kommunikationsschema vom Typ "Frage-Antwort, Frage-Antwort ..." ist, liegt beim narrativen Interview das Ablaufschema "Erzählen-Zuhören (um zu verstehen) - Eingriff (um Klarheit zu erlangen) - Erzählen (um sich verständlicher zu machen) usw." zugrunde. Erzählen wird dabei als eine "Interaktionsform" aufgefaßt, nicht nur als eine "Sachverhaltsdarstellung".

Der Prozeß der gemeinsamen Produktion des "Datenmaterials" innerhalb der sich im Verlauf des narrativen Interviews herausbildenden und wandelnden Sozialbeziehung der Interviewteilnehmer ist der Hintergrund, auf dem der "Interviewcharakter" des narrativen Interviews aufbaut. In traditionellen Interviews besteht der "Leitfaden" des Interviews in inhaltlichen Punkten - etwa im Falle der Untersuchung der Berufsbiografie in Fragen der Art: "Wie oft haben Sie Ihren Arbeitsplatz gewechselt? Was waren die Gründe dafür?"

In narrativen Interviews dagegen ist der Leitfaden für die Intervention des Interviews nicht an vorher festgemachten Inhalten orientiert, sondern an der sequentiellen Organisation des Interviewverlaufs, an inhaltlichen Besonderheiten und an Besonderheiten der Darstellungsweise des Inhalts. Insofern kommt die Form des Interviews

dem Gespräch im Alltag nahe, jedoch greift der Interviewer dabei nicht auf die normativen Regeln der alltäglichen Kommunikation zurück, sondern auf andere Prinzipien, die weiter unten herausgearbeitet werden sollen (vgl. Kap. 2.1. und 2.2.).

Dadurch kommt das narrative Interview, zumindest von seinem Anspruch her, den bereits genannten Anforderungen an ein dem interpretativen Paradigma entsprechenden Interviewverfahren nach:

- Es wird der Prozeß des Sich - Verständ - lich - Machens ernst genommen, da der Interviewpartner die Möglichkeit zur nahezu beliebig ausführlichen Darstellung dessen, was er sagen will, in seiner natürlichen Sprache hat. Im Rahmen der Erzählung kann er nahezu beliebig Redegegenstände einbringen und ausschließen, so, wie es seinem Verständnis der Geschichte entspricht (Freiheit der Themenwahl). Alle diejenigen Stellen in der Geschichte, die Ausführlichkeit verlangen, können mit nahezu beliebiger Detailliertheit - bis hin zum zeitlich expandierten Nachspielen - dargestellt werden. Die Darstellungsform der Erzählung erlaubt die Vielschichtigkeit der Darstellung, wie sie in alltäglichen Kommunikationen üblich ist und die alltägliche Sprache so nuancenreich macht. Erlaubt ist die Darstellung mittels Analogie, durch dramaturgische Einlagen oder Verweise auf Dinge, die der Interviewer (vermutlich) kennt. Der Interviewer gibt dem Interviewpartner weder Einzelthemen vor noch schränkt er die Ausführungsdauer durch neue Fragen oder die Vorgabe eines Fragen-Rhythmus ein. Der Interviewpartner kann daher in seiner Erzählung die Wortwahl, die Formulierungen, die Darstellungsmodalität, Verweise auf das, was als bekannt vorausgesetzt wird, nach seinem eigenen Dafürhalten bestimmen, ohne durch vorausgehende Formulierungen des Interviewers festgelegt oder "verführt" worden zu sein. Der Interviewpartner muß zwar bei seiner Darstellung berücksichtigen, was er als (vermeintliches) Vorwissen des Interviewers voraussetzen kann, jedoch ist er in der Wahl der Darstellungsweise frei, sofern erwartet werden kann, daß die gewählte Formulierung in der Lage ist, Verständigung zu sichern.

- Der Prozeß des Verstehens wird ernst genommen, da der Interviewer als Zuhörer ausführlich Gelegenheit bekommt, sich in die Lebenswelt seines Gegenübers hineinzuhören (Erzählphase) und ausführlich Gelegenheit hat, für ihn bestehende Unklarheiten durch Nachfragen aufzuklären, um - so weit dies in der für ein Interview zur Verfügung stehenden Zeit überhaupt möglich ist - den Sinn der Darstellung aus der Perspektive des Erzählers zu verstehen.

- Es wird der Ablauf einer vollständigen Geschehnisse behandelt, also prinzipiell alles das, was sich zwischen zwei definierten Zeitpunkten, die Anfang und Ende eines Ereignisverlaufs darstellen, ereignet hat und aus der Sicht des Erzählers relevant ist. Die Vollständigkeit der Erzählung bezieht sich natürlich nicht auf alle Einzelheiten des vergangenen Geschehens, sondern auf alle Ereignisse, die für den Gesamtverlauf aus der Sicht des Erzählers bedeutsam sind, auch wenn sie nur mittelbar mit dem vorgegebenen Grobthema zu tun haben, wie etwa Familienereignisse, die Bedeutung für den Berufsverlauf gewinnen. Die in narrativen Interviews hervorgebrachten Erzählungen sind "Fallgeschichten", d.h. Geschichten von singulären Ereignissen, in denen trotz ihrer Einmaligkeit soziale Strukturen reproduziert und möglicherweise auch transformiert werden. Die Fragestellung, die einer solchen Fallanalyse zugrunde liegt, zielt daher nicht darauf ab herauszufinden, welche Merkmale "typisch" sind, d.h. bei einer Vielzahl ähnlicher Fälle auftreten. Der Fall wird von uns nicht angesehen als ein individueller "Ausschnitt" aus dem "Ganzen" (...) einer Berufsposition, einer Gruppe Menschen mit vergleichbarem Sozialisationschicksal" (BAAKE 1979, S 31). Uns interessiert nicht eine soziographische Beschreibung von Verteilungen der verschiedenen Einzelphänomene im "Ganzen", sondern uns interessiert - um im Bild zu bleiben - das Ganze im Einzelnen, nämlich der Prozeß, durch den einzelne Handlungen die Struktur des Ganzen im Einzelfall reproduzieren und gegebenenfalls auch transformieren.

Der Vorgang des Erzählens als das zentrale Element im narrativen Interview unterscheidet sich ein wenig von "alltäglichem" Erzählen. So ist z.B. das Rederecht anders verteilt als dies in Alltagsgesprächen meist üblich ist: Der Interviewer verzichtet zumindest in der Phase der Haupterzählung nahezu vollständig auf sein Rederecht und begnügt sich mit zustimmenden "Signalen", wie Kopfnicken oder "hm", die den Fortgang der Rede des Interviewpartners unterstützen. Ein weiterer Unterschied im Setting ist die Aufzeichnung des Gesprächs auf Tonband oder - noch besser - auf Videoband. Die Ton- oder die audiovisuelle Aufzeichnung ermöglichen erst eine gründliche sequentielle Analyse des Gesprächs. Die Auswertung des Interviews erfolgt jedoch nicht in erster Linie aufgrund der Bandaufzeichnung, sondern aufgrund der Transkription des gesprochenen Textes im Interview sowie der auf Tonband aufgezeichneten Handlungen, wie Lachen, Husten, Seufzen bzw. einiger - notwendigerweise ausgewählter - Interaktionen, die auf dem Videoband festgehalten sind. Die Transkription ist nun von der Interaktion, aus der sie hervorgegangen ist und die sie repräsentieren soll, zu unterscheiden.

So wie die zur Auswertung benutzte Transkription vom ursprünglichen Interviewgeschehen zu unterscheiden ist, muß auch die in alltagsweltlicher Weise erzählte Geschichte von dem vergangenen historischen Geschehen unterschieden werden. Das vergangene und im narrativen Interview erzählte Geschehen liegt auf einer ganz anderen Ebene als die Erzählung. Die Erzählung ist eine Darstellung, die vom Standpunkt des "Heute" produziert wird. Inzwischen sind die Folgen der früheren Ereignisse, die damals noch nicht feststanden, Gewißheit geworden, wodurch das Vergangene in einem anderen Licht erscheint: Man ist inzwischen klüger geworden (und älter).

Handlungsmuster, die über längere Zeit gleich geblieben sind, kann das Individuum heute anders begründen als früher, ja, es können sogar frühere Motivationen für ein Handlungsmuster einer neuen Motivation für dasselbe Handlungsmuster weichen (vgl. GORZ 1980, S. 91).

Das Handeln in sozialen Situationen hat nun stets einen Doppelcharakter, es wird stets aus einer Außen- und einer Binnenperspektive beurteilt. Aus der Perspektive der Interaktionspartner bzw. der Angehörigen einer Kultur wird eine Handlungsweise als in einer Situation "richtiges" Handeln angesehen, wenn die Handlung von den relevanten Handlungspartnern bzw. Mitgliedern einer Kultur als sinnvoll angesehen wird: Das dem Handeln in der Situation zugrundeliegende Interpretationsverfahren hat sich dann als richtig erwiesen, der Handelnde hat kompetent gehandelt (Außenperspektive).

Unter B i n n e n p e r s p e k t i v e wollen wir die Perspektive verstehen, unter der sich der Handelnde selbst sieht. Jede Situation erlaubt einer darin befindlichen Person mehrere akzeptable Interpretationen der Situation. Unterschiedliche Gegenstände der Situation können als relevant thematisiert werden, es kann auf unterschiedliche Normensysteme rekurriert werden - sofern es dem Handelnden gelingt, seine Interpretation der Situation interaktiv durchzusetzen. In einer bestimmten Situation kann sowohl ein höfliches 'sich-Entschuldigen' sozial als "richtig" angesehen werden wie auch - wenn sie entsprechend vorgebracht wird - eine offensive Vorwärtsverteidigung. Die Pluralität der sozial sinnvollen Interpretationsverfahren grenzt so einen Raum möglicher Handlungsweisen ein, innerhalb dessen die Selektion von Interpretationsverfahren aus der 'Binnenperspektive' reguliert wird. Jede Selektion eines Interpretationsverfahrens ist gleichzeitig auch eine Produktion von Identität: Wer jede Situation so interpretiert, als sei er der Mittelpunkt dieser Situation, reproduziert eine andere Identität als jemand, der sich nur als unwichtiges Requisite der Situation aufzufassen traut. Beide Handlungsweisen können sozial als "richtig" und damit als kompetentes Handeln angesehen werden, der eine so, weil er eben so ist, der andere anders, weil er anders ist. Die unterschiedlichen Weisen kompetenten Handelns in einer Situation rechtfertigen sich durch die jeweils produzierte "dahinterstehende" Identität des Handelnden selbst. Ebenso schlägt ein kompetentes, d.h. geltendes Interpretationsverfahren verletzendes Handeln auf die sozial präsentierte Identität durch, sozusagen als weiterer Freiheitsgrad des Handelns, jedoch jenseits dessen, was sozial "sinnvoll" ist.

Wir haben uns bis jetzt auf das Handeln i n einer Situation bezogen. Das Erzählen im narrativen Interview ist ein solches Handeln in einer Situation. Es sagt deshalb zunächst sehr wohl etwas über die g e g e n w ä r t i g e n Weisen, in denen der Interviewpartner (und auch der Interviewer) sein Handeln in und seine Interpretation der Realität organisiert, aus. Biografisch orientierte Interviews haben jedoch einen weitergehenden Anspruch: Die Lebensgeschichte des Interviewpartners, die die zentrale Stelle des Interviews ausmacht, ist nicht nur "Material" für eine Zustandsanalyse des Interviewpartners, wie er heute ist, sondern die Lebensgeschichte ist selbst Gegenstand der Erkenntnis, es sollen Invarianzen und Varianzen von Strukturen der Lebensgeschichte analysiert werden (vgl. OEVERMANN 1979 und 1981; OEVERMANN und ROETHE 1981).

Overmann und Roethe (1981) unterscheiden relativ invariante T i e f e n s t r u k t u r e n von "Handlungssystemen" (in ihrer Untersuchung waren dies Familien), die über lange Zeiträume stabil bleiben (wie etwa die Familiendynamik), und relativ variable O b e r f l ä c h e n s t r u k t u r e n, die sich den geänderten Umwelteinflüssen anpassen und im Zeitverlauf zu unterschiedlich erscheinenden Phänomenen führen können (wie etwa politischen Orientierungen) und dadurch überhaupt erst die Invarianz von Tiefenstrukturen ermöglichen. Die Existenz von relativ invarianten Tiefenstrukturen des Handelns in Interaktionsbezügen ist eine entscheidende Grundannahme der Konzeption des biografisch orientierten narrativen Interviews. Schütze formuliert in Anlehnung an Schatzmann und Strauss (1966) diese Grundannahme so: "Die Art und Weise, wie die Handelnden in retrospektiver Erfahrungsaufbereitung ein Bild von ihrer Lebenssituation entwerfen - sowohl was die stilistisch-formalen Mittel anbelangt, mit denen sie dieses tun, als auch was die elementare Struktur des Weltbildes selbst anbelangt, wie Menschen, Handlungen und Ereignisse insbesondere vermittels der Differenzierung von Handlungsperspektiven aufgefaßt werden, ist kennzeichnend für die Art und Weise, wie die Handelnden in Kommunikationen (und damit auch in der aktuellen ablaufenden Erzählkom-

munikation) miteinander verkehren und wie sie ganz allgemein ihre sprachlichen und nichtsprachlichen Interaktionen aufbauen" (SCHÜTZE 1976, S. 188).

Diese Annahme behauptet die Existenz und (relative) Invarianz der Handlungsstruktur eines Individuums: Sie hat bereits in der vergangenen Zeit vorgelegen, über die erzählt wird (erzählte Zeit), sie liegt auch noch in der Erzählung von Geschichten vor - sowohl in der Selektion und Interpretation der einzelnen Erzählepisoden als auch in der Darstellung - und sie ist auch wirksam in der Interaktion zwischen Interviewpartner und Interviewer.

Diese Handlungsstruktur muß sich demnach sowohl in den "objektiven Daten" des Berufsverlaufs eines Interviewpartners niederschlagen, sie muß sich auch in der erzählten Geschichte seines Berufsverlaufs, in den Modi der Darbietung der Geschichte und im "Inhalt" niederschlagen, und sie muß sich in den Interaktionsmustern wiederfinden, die der Interviewpartner im Gespräch mit dem Interviewer zu realisieren sucht.

1.3. Ebenen der Erzählung

Wir werden uns zunächst auf die im Text des Interviews festgehaltene Haupterzählung sowie auf die aufgrund von Nachfragen (Rückgriffen) des Interviewers nachgeschobenen Erzählungen beschränken und die Nachfragen selbst zunächst außer Acht lassen. Wir unterscheiden bei der Erzählung von Geschichten Schütze folgend vier Ebenen, die miteinander in Zusammenhang stehen. Es sind dies (a) die Ebene des inhaltlichen Bildes, das der Erzähler von den Ereignissen im Berufsverlauf und den Handlungen der Beteiligten entwirft, (b) die Ebene der Darbietung dieses Bildes, (c) die Ebene des kommunikativen Austausches der Gesprächsteilnehmer über das dargestellte Bild des Ereignisverlaufs und schließlich (d) die Ebene der tatsächlichen Ereignisse (vgl. SCHÜTZE 1976, S. 178 ff).

(a) Auf der Ebene des inhaltlichen Bildes sind die Ereignisse angesiedelt, die Gegenstand der Erzählung sind. Dazu gehören sowohl die in der Erzählung Handelnden wie auch die vorgefallenen Ereignisse. Diese Ereignisse sind eine Selektion von behaltene Erinnerungen an tatsächliche Begebenheiten. Zu ihnen gehören die Einschätzungen der Handelnden und ihrer Handlungen, Erläuterungen von Zusammenhängen oder Sachverhalten, die zum Ereignisverlauf gehören, Hinweise auf Selbstverständliches ("ist klar, ne"; "und so weiter. Sie kennen das"), Begründungen ("weil") und Darstellungen ("wie es halt ist") (vgl. SCHATZMANN und STRAUSS 1973, S. 69). Weiter werden Motivationen und Ziele sowohl für das Handeln anderer wie auch des Erzählers eingeführt, ebenso wie typische Handlungsweisen, Notwendigkeiten, die dem Handeln auferlegt sind sowie Widerstände, die sich ihm entgegenstellen (vgl. SCHÜTZE 1976, S. 179 f).

(b) Die Ebene der Darbietung des Bildes von den Ereignissen im Berufsverlauf und den Handlungen der Beteiligten betrifft nach Schütze (1976, S. 178 f) die formalen Darstellungsmittel, mit denen der Erzähler die vergangene Geschichte präsentiert. Es steht fest, daß er die

Geschichte aus seiner Perspektive erzählen muß, das "Ich" der Geschichte und der Erzähler sind identisch, jedoch hat er im Rahmen der Anwendungsregeln der deutschen Sprache nahezu unbegrenzte Gestaltungsfreiheit: Er kann die Geschichte hoch-anonym berichten oder sehr subjektiv, er kann vertrauliche oder offizielle Bezeichnungen verwenden, er kann Motivationen anderer Handlungsträger ausführlich oder knapp darstellen, er kann persönliche Erlebnisweisen und Bewertungen explizit einbringen oder fortlassen, er kann auf als bekannt vorauszusetzendes verweisen, ohne es auszuführen oder aber auch etwas, das Allgemeinwissen ist, ausbreiten, er kann die Modalität der Darstellung, Tonfall, Ironie, Imitation von Personen in Sprechweise und Mimik variieren und er kann im Laufe der Erzählung die einmal gewählten Darbietungsweisen auch verändern.

(c) Die Ebene des kommunikativen Austausches über das Bild betrifft die unmittelbare Interaktion in der Interviewsituation. Beide Interaktanten gehen davon aus, daß ihr jeweiliger Gesprächspartner ein handlungskompetentes Mitglied dieser Gesellschaft ist, daß ihm also die Wissensbestände über Sachverhalte von Welt zur Verfügung stehen, die man allgemein erwarten kann. Diese Wissensbestände beziehen sich sowohl auf Gegenstände natürlicher als auch kultureller Art, sie beinhalten sowohl physische Gegebenheiten wie auch normative Regeln. Weiter wird in der Interviewsituation vorausgesetzt, daß beide Interaktionspartner über die allgemein vorhandenen "Interpretationsverfahren" (CICOUREL) verfügen und somit Bedeutungen einer Situation, d.h. ihren Sinn, erfassen können.

Die Kommunikation erfolgt also aufgrund der Annahme, daß bereits ein großer gemeinsamer Fundus von Wissensbeständen und Interpretationsverfahren bei den Partnern zur Verfügung steht, auf den jeder bei seinem Redebeitrag zurückgreifen kann. Dabei kann sich herausstellen, daß Wissensbestände, die ein Sprecher als "allgemein" voraussetzte, dem anderen nicht zur Verfügung stehen, sei es, weil sie subkultur-

spezifisch sind oder der Gesprächspartner in diesem Punkt ein partielles Defizit aufweist. In diesem Fall kann durch eine Ausgleichshandlung (Nachfrage, Erklärung) der Mangel beseitigt und der Erzählprozeß fortgesetzt werden.

Durch solche Zwischenfälle verändert sich die Typisierung, die jeder Gesprächspartner vom anderen entwirft. Obwohl sich Interviewer und Interviewpartner in einer unmittelbaren Situation gegenüberstehen, sind sie darauf angewiesen, wahrgenommene Merkmale und Besonderheiten des jeweils anderen mit ähnlichen Erfahrungen in früheren Situationen zu vergleichen und die in der Erfahrung bewährten typisierenden Interpretationen auf den aktuellen Gesprächspartner zu übertragen. Die laufenden Typisierungen sind jedoch im Verlauf des Interviews einem Wandlungsprozeß unterworfen: Ein Gesprächspartner muß, von der im Augenblick vorhandenen Typisierung ausgehend, sein Handeln planen; in der Durchführung der praktischen Handlung kann er an der Reaktion seines Gesprächspartners feststellen, ob die dem Plan zugrundegelegte Typisierung zu erfolgreichem Handeln geführt hat. Ist dies nicht der Fall, dann war entweder die Zuordnung der Person zu einer Typik oder die Konstruktion der Typik oder die Ausführung der Handlung unrichtig.

Der Prozeß des Erzählens ist also nicht nur bezogen auf die retrospektive Darstellung einer vergangenen Geschichte, sondern - zumindest phasenweise - auch auf den "Beziehungsaspekt" zwischen Erzähler und Zuhörer. Der Erzähler muß neben den "inhaltlichen" Idealisierungen in der Form von Typisierungen auch die "formalen" Idealisierungen der Kommunikation beachten, die im Abschnitt 1.1. dargestellt wurden, nämlich die Idealisierung der Vertauschbarkeit der Standorte, der Konkruenz der Relevanzsysteme, der et-cetera-Annahme und des gemeinsamen Handlungsschemas. Diese Idealisierungen eröffnen Optionen in der Darstellung des Bildes: Der Erzähler kann davon ausgehen, daß der Interviewer ihm die Darstellung des Sachverhaltes überläßt, daß er ihm Sachkenntnis in der Erzählung zubilligt, daß die sonstigen unterschiedlichen Perspektiven von Interviewer und Interviewpartner keine

Rolle spielen und daß der Interviewpartner nicht jeden Begriff und jedes Teil erläutern muß, da er davon ausgehen kann, daß sich das Nähere schon aus der Weiterführung der Erzählung ergibt und daß jeder zunächst dem anderen unterstellt, daß seine Rede einen Beitrag zum gemeinsamen Handlungsschema darstellt. Andererseits haben diese idealisierenden Unterstellungen auch einen Ankündigungscharakter, der eingehalten werden muß: Der Erzähler muß seine Perspektive deutlich machen, damit der Interviewer sie - wenn auch nur probenhalber - übernehmen kann, um sein Handeln und Erleben zu verstehen; er muß Bedeutungszuschreibungen in der Erzählung so plausibel machen, daß der Interviewer den Fortgang der Geschichte auch verstehen kann; er muß die Dinge, die der Interviewer ohne Kontextwissen nicht auf Anhieb versteht, im Laufe der Geschichte noch durch die Anreicherung des Erzählhintergrundes verständlich werden lassen; und er muß seine gesamte Darstellung so anlegen, daß sein Handeln dem gemeinsam vom Interviewer und ihm selbst ausgehandelten Handlungsschema entspricht und der Interviewer dies auch ratifiziert. Andernfalls muß er ein neues Handlungsschema als für beide verbindlich durchsetzen.

(d) Die Ebene der tatsächlichen Ereignisse ¹⁾ betrifft die Angaben der vergangenen Geschichte, die man als unzweifelhaft, sozusagen als 'objektiv' ansehen kann, da der Gegenstand der Aussage nur geringe Interpretationsmöglichkeiten enthält, wie etwa Angaben von Alter, Studienfach, Studiendauer, Jahr der ersten Berufstätigkeit, Branche des beschäftigenden Unternehmens usw.. Es sind dies Angaben, die auch mit standardisierten Verfahren erhoben werden und dort als unzweifel-

1) SCHÜTZE (1976) nennt eine entsprechende Ebene "Ebene des faktischen Handelns", jedoch erscheint uns die Einschränkung auf das Handeln und damit der Ausschluß anderer Ereignisse nicht sinnvoll.

haft angesehen werden. Die Möglichkeit einer wissentlichen Täuschung des Interviewpartners nehmen wir nicht als gegeben an, denn dies würde das Ende aller Befragungsmethoden bedeuten (wobei die standardisierten Methoden von Täuschungen stärker betroffen sind, da die Möglichkeit des Auftretens von Inkonsistenzen, die die Täuschungen aufdecken oder zumindest "Verdachtsmomente" ergeben, in ihnen systematisch geringer vorhanden ist als in narrativen Interviews, in denen die "Zugzwänge des Erzählens" wirksam werden).

1.3.1. Die Binnenstruktur von Erzählungen

Die Erzählung eigenerlebter Geschichten im Rahmen einer mündlichen Konversation "ist eines der prominentesten Mittel, mit denen der T r a n s f e r v o n E r f a h r u n g bewältigt werden kann. Erzählen ist eine Tätigkeit, die vom partikularen Erlebnisswissen, bis hin zu komplexen, aber als Geschichte geradezu sinnlich wahrgenommenen Ereignissen und Zusammenhängen, Erfahrung kommunikativ vermittelt" (EHLICH 1980 a, S. 20). Im Alltag wird die Darstellungsweise häufig verwendet, sie wird von jedermann beherrscht und jedermann hat Erwartungen an eine "gute Erzählung". Konversationelle Erzählungen sind gewissen inhaltlichen und formalen Bedingungen unterworfen. F o r m a l e B e d i n g u n g e n sind:

- "Evaluative und expressive Sprachformen.
- Direkte Rede, in der in Stimmführung und Formulierung eine Nachahmung der redenden Figuren (oder auch auftauchender Geräusche) versucht wird.
- Ein hoher Detaillierungsgrad in der Repräsentation der Geschichte, "Atomisierung" des Ereigniskontinuums, zumindest in einigen Phasen.
- Die Verwendung des historischen Präsens zumindest in den atomisierten Passagen der Erzählung." (QUASTHOFF 1980, S. 112)

Inhaltliche Bedingungen von Erzählungen sind:

- "Der Text referiert auf eine zeitlich zurückliegende Handlungs-/ Ereignisfolge in der Realität. (...)
- Geschichte des Erzähltextes ¹⁾ ist ein singuläres Erlebnis, ist also zeitlich und lokal eindeutig identifizierbar.
- Die Geschichte erfüllt gewisse Minimalbedingungen von Ungewöhnlichkeiten. "Ungewöhnlichkeit" wird dabei relativ zu den Erwartungen des in der Geschichte Beteiligten und/oder den an allgemeinen Normen orientierten Erwartungen verstanden.
- Der Sprecher ist identisch mit einem der Aktanten (Agent, Opfer, Beobachter), die in die erzählte Geschichte verwickelt sind."
(QUASTHOFF 1980, S. 112)

Kallmeyer und Schütze haben in ihrer Analyse der Binnenstruktur von Erzählungen die inhaltlichen Bedingungen von Erzählungen noch etwas präziser dargestellt. Sie haben herausgefunden, daß vier kognitive Strukturen für die Abwicklung von Stegreifgeschichten konstitutiv sind. In jeder Geschichte werden Handelnde (auch: Erleidende) oder Objekte, die Träger gewisser Ereignisse sind (Ereignisträger), eingeführt, die in einer gewissen Folge von Ereignissen (Ereignisketten) einen gewissen Wandlungsprozeß mitmachen, wobei die Ereignisse, die als situative Höhepunkte aufzufassen sind (Situationen), ausführlich erzählt werden, während die Zwischenräume zwischen den Ereignissen und die Verknüpfung der Ereignisse eher geräfft dargestellt werden. Die Erzählung selbst folgt einer gewissen Perspektive, sie hat eine durchgängige thematische Geschichte und so etwas wie eine Moral, d.h. eine Bedeutung für die Jetzt-Zeit (vgl. KALLMEYER und SCHÜTZE 1977, S. 176).

1) Das heißt hier: Das historische Geschehen, das der Erzähler darstellen soll.

E r e i g n i s t r ä g e r sind soziale Aktanten - Individuen, Gruppen, Organisationen oder irgendwelche Objekte -, die durch ihr Handeln oder ihr "Behandelt-werden" die Ereignisse der Geschichte miteinander verknüpfen. In biografisch orientierten narrativen Interviews muß der Erzähler als Träger der Geschichte, d.h. die Person, die der Erzähler in der Erzählzeit war, zumindest gelegentlich als einer der Ereignisträger auftauchen. Alle Ereignisträger werden in die Erzählung mit Namen oder aber einer besonderen, definierten Kennzeichnung eingeführt, die durch Zusätze, wie Bewertungen, Detaillierungen, "expandiert" werden kann. Die Benennung der Ereignisträger in der Erzählung gibt Hinweise auf Personen, Gruppen und Organisationen oder Dinge, die der Erzähler für die treibenden Kräfte bei der Entwicklung seines Lebenslaufs hält.

Als E r e i g n i s k e t t e n werden Aneinanderreihungen von chronologisch aufeinander folgenden Ereignissen bezeichnet, die miteinander final, kausal oder "additiv" verknüpft sind. Die Art der Verknüpfung der Ereignisse in der Darstellung des Erzählers gibt Hinweise auf die Beziehung, die der Erzähler entweder in der erzählten Zeit oder in der Jetzt-Zeit zu den Ereignissen hat, wobei er im chronologischen Ablauf der Geschichte von Ereignis zu Ereignis eine mehr oder weniger tiefgreifende Wandlung durchmacht - zumindest wird er älter.

S i t u a t i o n e n werden in der Erzählung von Geschichten vor allem dann ausführlich erzählt, wenn die Dichte der Aktivität zunimmt, d.h. die Geschichte einem Höhepunkt zustrebt und die Spannung des Zuschauers steigt. In Situationsdarstellungen werden Aussagen über einen sozialräumlichen Schauplatz gemacht, der durch indexikalische Ausdrücke gekennzeichnet wird. Innerhalb von Situationen können Ereignisse auftreten, die die Situation selbst verändern. Die Art der Darstellung von Situationen gibt uns Aufschluß über Konstellationen, in denen wichtige Änderungen des Lebenslaufs geplant werden, durchgeführt werden, auftreten oder über die Akteure hereinbrechen.

Die t h e m a t i s c h e G e s c h i c h t e ist nicht einfach gleichzusetzen mit der Ereigniskette, es ist vielmehr das, was die Geschichte bedeutet, ihr Sinn oder die Moral der Geschichte. Die Geschichte selbst ist die Geschichte einer Wandlung: Sie beginnt mit einer Ausgangssituation, es folgen Wandlungen aufgrund von Ereignissen, und sie nimmt dann eine endgültige Wendung, sie führt zu einem Ergebnis, das in der Erzählung mit einer gewissen Folgerichtigkeit dargestellt wird: So ist alles gekommen. Die thematische Geschichte gibt Hinweise auf die Erzählperspektive, d.h. auf die Perspektive, unter der der Erzähler die Geschichte, also hier: Sein berufliches Leben, sieht. Das Erzählen kann nur dann zu einer Vermittlung von Sinn führen, wenn es dem Erzähler gelingt, ein Thema darzustellen, das sowohl seine eigene Interessenlage als auch die seines Zuhörers umfaßt. Er muß dazu in gewisser Weise auf den Zuhörer eingehen und sich auf den soziokulturellen Hintergrund und das aktuelle Interesse seines Zuhörers einstellen (vgl. SCHÜTZE 1975, S. 13).

Die Erzählung beinhaltet in alltagsweltlicher Direktkommunikation eine deutende und bewertende Darstellung wiedererinnerter mittelbarer oder unmittelbarer Erfahrungen von Ereignissen. Diese Darstellung kommt unter dem Gesichtspunkt der Verständigung mit einem Zuhörer zustande, dem die sinn-vermittelnde Funktion der Erzählung zugute kommen soll.

Diese vier Strukturen einer Erzählung können in verschiedenen Variationen auftauchen. Die Ereignisse einer Geschichte können in einer Hauptkette und mehreren Nebenkettten dargestellt werden, oder -schlicht- in einer einzigen Kette. Es können E x p a n s i o n e n als Hintergrunddarstellungen eingeführt werden, die die Rahmenbedingungen verdeutlichen. Diese Expansionen können selber Erzählungen sein, sie können aber auch Beschreibungen sein, die eine generelle Struktur, deren Kenntnis für die Geschichte von Bedeutung ist, erläutern, oder sie können die Form des Argumentierens haben, um einen Legitimationszusammenhang herzustellen. Die verschiedenen Situationen, die der "Ereignisträger" durchläuft, können in unterschiedlicher Weise darge-

stellt werden, als knappe Darstellung oder als weit ausholende Reinszenierungen.

Kallmeyer und Schütze (1977) unterscheiden fünf Arten der Erzählung:

- Bericht
(Ereigniskette ist unilinear, keine Herausarbeitung von Situationen)
- Spannungsgeschichte
(Situationen sind auf mehreren Einbettungsebenen ineinander verschachtelt)
- dramatische Erzählungen
(mehrere Hauptereignisketten, die in gemeinsamen Situationen zusammenkommen)
- Geschichten mit "doppeltem Boden"
(Verschachtelung von Hintergrundgeschichten auf ineinander eingebetteten Thematisierungsebenen)
- epische Erzählungen
(eine Hauptereigniskette, viele beschreibende Expansionen)

(vgl. KALLMEYER und SCHÜTZE 1977, S. 186 f).

Erzählungen des eigenen beruflichen Lebenslaufs können sowohl im "Telegrammstil" erfolgen, also als B e r i c h t, sie können aber auch "literarische" Formen haben. Wie sie erzählt werden hängt ab

- von der "narrativen Kompetenz" des Erzählers,
- von der zugrundeliegenden historischen Geschichte (nur wenn sich im Leben auch Ereignisse zugetragen haben, kann man sie erzählen (vgl. FUCHS 1979, S. 10!)),
- vom Ziel und der Funktion des Gesprächs, den Absichten der Gesprächsteilnehmer (ein Bericht ist zur raschen Weitergabe von Information geeigneter als eine epische oder dramatische Geschichte),

- von der Beziehung zwischen Erzähler und Zuhörer (der Erzähler muß das Vertrauen haben, daß er dem Zuhörer auch eine Geschichte erzählen kann, ohne daß dieser gleich alle Ausschmückungen, die ja immer mit Wertungen verbunden sind, "in den falschen Hals" kriegt sowie
- von der aktuellen Befindlichkeit des Erzählers.

1.3.2. Die Sinnfunktion des Erzählens

Das Erzählen ist nach Kallmeyer und Schütze (1977) neben dem Beschreiben und Argumentieren eines von drei Schemata der Sachverhaltsdarstellung. Diese Schemata der Sachverhaltsdarstellung werden in Interaktionen immer dann eingesetzt, wenn einer der Interaktionsteilnehmer sich gegenüber seinem Interaktionspartner nicht durch einfache Andeutungen über Sachverhalte verständigen kann, wenn also bloße Namensnennung oder einzelne Berichtssätze mit zusätzlichen evaluativen Elementen nicht ausreichen, um den anderen in Kenntnis zu setzen (vgl. SCHÜTZE 1978 a, S. 45 f). Ihre Funktion besteht darin, kognitive Strukturen von Sachverhalten zu repräsentieren. Dieser Sichtweise widerspricht Giesecke. Ihm erscheint es "nicht mehr angebracht, vom Erzählen als einem 'Sachverhaltsdarstellungsschema' zu sprechen: der Sinn von Erzählungen ist es nicht, 'Sachverhalte' darzustellen (...). Konstitutiv ist vielmehr (...) eine bestimmte reziproke Definition des Sinns der Interaktion, Typisierung der Standorte und Perspektiven der Beteiligten sowie des Ablaufs und des Gegenstandes der 'Interaktion'" (GIESECKE 1979, S. 12 f). Diese Auffassung des Erzählens als Interaktionsschema wird, ausgehend von einer Theorie des Subjekts, bei Flader und Giesecke noch weiter pointiert. Die grundlegende Sinnfunktion von Erzählungen knüpft dabei an "das Bedürfnis eines Menschen an, das als schmerzlich empfundene Getrenntsein vom anderen aufzuheben und eine Form der Wiedervereinigung zu finden. Für das Erzählen sehen wir das Bedürfnis als

grundlegend an, den Alleinbesitz eines wichtigen Erlebnisses aufzuheben, indem einem anderen Menschen die Teilnahme daran ermöglicht wird. Als Sinnfunktion des Erzählens betrachten wir die Befriedigung dieses Bedürfnisses in einer kommunikativen Interaktionsform" (FLADER und GIESECKE 1980, S. 212 f).

Die Sinnfunktion des Erzählens, so wie sie Flader und Giesecke auslegen, setzt eine herrschaftsfreie Redesituation voraus. Das Erzählschema kann zwar durch institutionelle Gegebenheiten (z.B.: Anhörung des Angeklagten vor Gericht) oder durch "finstere" Intentionen eines Sprechers, der seine Zuhörer täuschen oder ablenken will, ausgebeutet werden, dabei wird nach Giesecke allerdings der Sinn und die Normalform¹⁾ des Erzählens verletzt (vgl. GIESECKE 1979, S. 14 f). Das Erzählen wird in diesen Fällen von einem übergeordneten Handlungsschema überlagert und für dieses funktionalisiert.

Wenn Flader und Giesecke die Sinnfunktion des Erzählens grundsätzlich in der Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses sehen, das "als schmerzlich empfundene Getrenntsein von anderen aufzuheben" (FLADER und GIESECKE 1980, S. 212), dann machen sie sicherlich eine idealisierende Grundannahme über das gemeinsame Handlungsschema: Sie lassen nämlich nur ein einziges Handlungsschema zu, nämlich die Aufhebung des "als schmerzlich empfundenen Getrenntseins". Dies ist unseres Erachtens eine unzulässige Einschränkung. Zur Klärung dieses Problems scheint uns prinzipiell ein Konzept von Gülich hilfreich.

1) Zum Konzept der Normalform siehe CICOUREL 1975, S. 16 f und 33 f. CICOUREL verwendet den Begriff Normalform in Anlehnung an CHOMSKY's "akzeptable Äußerungen" (CHOMSKY 1969, S. 22). "Die Normalform alltäglicher Verwendungsweisen von Sprache ist die Erwartungsstruktur, die jedes kompetente Gesellschaftsmitglied stillschweigend voraussetzt und auf die die Gesellschaftsmitglieder Bezug nehmen, um ihrer Umwelt einen Sinn zuzuordnen" (CICOUREL 1975, S. 33). Wird die Normalform von einem Sprecher oder Hörer verletzt, dann "werden sich Sprecher und Hörer gemeinsam bemühen, die vermuteten Unterschiede zu normalisieren". (CICOUREL 1975, S. 33)

Gülich (1980) unterscheidet f u n k t i o n a l e und n i c h t - f u n k t i o n a l e Erzählungen. Nicht-funktionale Erzählungen entsprechen dabei dem Anspruch, den Flader und Giesecke an Erzählungen grundsätzlich haben, nämlich: Sich mitzuteilen, ohne dabei weitere Zwecke zu verfolgen.

Funktionale Erzählungen sind dagegen solche Sachverhaltsdarstellungen, die "eine bestimmte kommunikative Funktion für Sprecher und Hörer in einem übergeordneten Handlungsschema (haben), nämlich als Beleg oder Illustration für eine - vom Erzähler selbst oder von einem Kommunikationspartner geäußerte - These" (GÜLICH 1980, S. 349).

Funktionale Erzählungen weisen daher besondere Charakteristika auf, die sie von nicht-funktionalen unterscheiden:

- Der Detaillierungsgrad der einzelnen Erzählepisoden variiert nach der Funktion von Episoden für das übergeordnete Handlungsschema.
- Die Darstellung erfolgt parallel zum historischen Ereignisverlauf, da es dessen Logik, Finalität oder Kausalität ist, die im Sachverhaltsdarstellungsschema des Argumentierens behandelt wurde, mit der Erzählung belegt oder illustriert werden soll.
- Die Erzählung endet mit einer Ergebnisfeststellung (Moral oder Maxime), die dann wieder auf das Sachverhaltsdarstellungsschema des Argumentierens überleitet, für das die Erzählung funktional ist (vgl. GÜLICH 1980, S. 349).

Funktionale Erzählungen haben demnach eine überschießende Funktion und weisen auf ein übergeordnetes Handlungsschema hin. Dieser Bezug fehlt dagegen bei nicht-funktionalen Erzählungen: Sie sollen unterhalten, amüsieren, entspannen, erregen. Der thematische Rahmen ist dabei sehr weit gespannt, Übergänge zu anderen Themen sind relativ leicht möglich: Festgelegt ist - im Unterschied zur funktionalen Erzählung - nicht das übergeordnete Handlungs- und das Sachverhaltsschema, sondern lediglich die "Modalität" (KALLMEYER und SCHÜTZE 1977, S. 181; vgl. GÜLICH 1980, S. 360).

Wir wollen auf weitere Konzepte von Sinnfunktionen des Erzählens hier nicht eingehen ¹⁾ und uns zunächst auf eine Kritik am Konzept der nicht-funktionalen Erzählungen beschränken. Güllich nennt solche Erzählungen "nicht-funktional", die jedoch funktional für ein grundlegendes Beziehungsschema sind: Sie haben auf der Beziehungsebene eine Funktion, die handlungsschematisch hergestellt wird, nämlich eine Gruppe von Leuten zu unterhalten, zu amüsieren, zu entspannen oder

1) In der Literatur finden noch weitere Konzepte Beachtung, etwa von Quasthoff oder von van Dijk. Ausgehend von der Unterscheidung von Form und Inhalt spricht Quasthoff (1979) von "kommunikativen und interaktiven Funktionen von Erzählungen in Gesprächen. (...) Kommunikative Funktionen sind semantisch begründet, ihre Wirksamkeit beruht in der Hauptsache auf dem Inhalt der erzählten Geschichte. (...) Interaktive Funktionen liegen demgegenüber in der interaktiven Wirksamkeit der gewählten Repräsentationsform" (QUASTHOFF 1979, S. 105). Die interaktive Funktion wird realisiert durch die szenische Vorführung (direkte Rede; Nachahmung von Stimmen), den hohen Detaillierungsgrad in wichtigen Phasen und durch eine evaluative Sprache. Bei den kommunikativen Funktionen werden unterschieden: Primär sprecher-orientierte Funktionen, die der Selbstdarstellung oder Entlastung dienen; primär Hörer-orientierte Funktionen, die der Unterhaltung und Information dienen sowie argumentative Funktionen (QUASTHOFF 1979, S. 104 f). Wir halten die Differenzierung der kommunikativen Funktionen, die sich vor allem aus dem Inhalt der Erzählung ergibt, in sprecher- und Hörer-orientierte für unsere Zwecke für überflüssig und darüber hinaus prinzipiell für problematisch, da in jeder Kommunikation beide Aspekte untrennbar verbunden sind. Auch die Trennung in kommunikative und interaktive Funktionen halten wir begrifflich für verwirrend. Sie soll nichts anderes aussagen als eine Unterscheidung der Ebene des inhaltlichen Bildes und der Ebene der Darbietungsform, der bereits verschiedene Funktionen zugeschrieben werden. Eine weitere Funktionsunterscheidung, nämlich in p r a k t i s c h e F u n k t i o n e n und e m o t i o n a l e F u n k t i o n e n, stammt von van Dijk (1976).

Eine Erzählung hat praktische Funktion, wenn der Erzählung den Hörer beeinflussen, ihm ein Erfahrungsmodell für künftige Interaktion geben will, etwa durch einen Rat oder eine Warnung. Von emotionaler Funktion spricht van Dijk, wenn es dem Erzähler mehr darauf ankommt, daß der Hörer ihn - seine Handlungen oder seine Erzählung - positiv beurteilt.

Auch diese Differenzierung von Sinnfunktionen des Erzählens scheint uns nicht brauchbar für unsere Zwecke, da in Kommunikationen grundsätzlich immer beide Aspekte vorhanden sind, ohne daß angebar wäre, wie sie auseinandergehalten werden könnten.

zu erregen und damit für eine "gemütliche" Stimmung in der Gruppe zu sorgen, wodurch ein - wie auch immer gearteter - Beitrag zum Fortbestand der Gruppe geleistet wird.

Die erzählten Geschichten sind dabei nicht eingebettet in ein übergeordnetes Handlungsschema, sie belegen keine Argumentationen und sie illustrieren keine Beschreibungen, die den übergeordneten Rahmen bilden. Aber: Sie sind funktional für die Erhaltung oder Modifikation der Beziehung der Gesprächsteilnehmer - man erhält die Freundschaft. Daneben will der einzelne Sprecher sich auch darstellen. Insofern scheint es sinnvoll, statt Gülüchs Unterscheidung die Begriffe "überwiegend handlungsschematisch funktional" (statt: nicht-funktional) zu wählen, wobei selbstverständlich handlungsschematisch funktionale Erzählungen auch immer eine Beziehungsfunktion haben.

Von diesen beiden Typen funktionaler Erzählungen sind solche zu unterscheiden, die in einem engeren Sinn "nicht-funktional" sind. Solche Erzählungen - oder häufig Erzählepisoden innerhalb einer Erzählung - haben eine relative Autonomie gegenüber dem übergeordneten Interaktionszusammenhang. Im Verlauf einer Erzählung ist es beispielsweise möglich, daß der Erzähler sich so in seine ursprünglich als Mittel zu einem Zweck gemeinte - also handlungsschematisch-funktional intendierte - Erzählung verwickelt, daß er an ihr ein solches Interesse findet oder sich so von ihr faszinieren läßt, daß das Geschichtenerzählen wichtiger wird als das ursprüngliche Ziel (vgl. STRAUSS 1968, S. 40 und SCHÜTZ und LUCKMANN 1979, S. 166). Dabei wird ein ursprünglich zwischen den Gesprächspartnern ausgehandeltes Handlungsschema verlassen und ein neues eingebracht, das der Ratifizierung bedarf oder zumindest einer stillschweigenden Duldung durch den Zuhörer.

Wenn wir also das bisher Gesagte in einem Resümee zusammenfassen, dann bleibt für uns zunächst die am Anfang dieses Abschnittes gemachte Aussage relevant, daß Erzählungen anzusehen sind als Sachverhaltsdarstellungen, wie dies Kailmeyer und Schütze (1977) tun, wobei die Erzählungen selbst "Inseln" darstellen, in denen an unmittelbares Erleben und Verstehen appelliert wird, die zwar ihrerseits in ein übergeordnetes Schema, etwa ein Handlungsschema oder ein Beziehungsschema eingebettet sind, aber aufgrund des "Inselcharakters" davon auch partiell unabhängig sein können. Diese relative Autonomie von Erzählungen greift selbst dann, wenn Erzählungen handlungsschematischen Bezug haben. Eine Erzählung, die etwa der Verklärung einer übergeordneten Argumentation oder Beschreibung dient, hat - im Gegensatz zur übergeordneten monothetischen Argumentationsstruktur - eine polythetische Struktur und weist damit eine über den rein funktionalen Aspekt überschießende Vielschichtigkeit auf.

Bei nicht-funktionalen Erzählungen oder Erzählepisoden ist das soziale Risiko des Erzählers relativ groß, weil der Erzähler sich vom ausgehandelten Handlungsschema oder vom strukturell relativ fest vorgegebenen Beziehungsschema entfernt. In einem berufsbiografischen narrativen Interview kann das etwa bedeuten, daß der Erzähler das gemeinsam ausgehandelte und akzeptierte Ziel - die erzählerische Darstellung der beruflichen Entwicklung von "damals" bis "heute" - vergißt und sich in Details oder Nebensächlichkeiten verliert, oder daß er das Beziehungsschema - Experte in eigener Sache in einem Interview zu sein - aus den Augen verliert. Nicht-funktionale Erzählungen oder Erzählepisoden setzen den Erzähler stets der Gefahr aus, daß sein Zuhörer diesen Ausflug "ins Persönliche" nicht mitmacht und auf Einhaltung der ausgehandelten Handlungsschemata bzw. der vorliegenden Beziehungsschemata besteht. Eine solche Reaktion des Zuhörers bringt den Erzähler in eine peinliche Situation: Er hat sich zu weit vorgewagt, zu viel Vertrauen gegenüber dem Zuhörer gehabt und muß nun zurückstecken.

Aber auch dann, wenn Erzählungen handlungs- bzw. beziehungs- schematisch "konform" sind, bleibt ein soziales Restrisiko bestehen. Sowohl bei funktionalen wie auch bei nicht-funktionalen Erzählungen rekurriert der Erzähler auf Identitätsüberschneidungen mit seinem Zuhörer, um dadurch die gegenwärtige Situation zu bekräftigen (indem man sich gegenseitig bestätigt, wie die Situation auszulegen ist oder, um sie zu modifizieren (sein Ansehen verbessern, eine Idee verbreiten ...)). Dies ist jedoch nicht ungefährlich; denn das Rekurrieren auf Identitätsüberschneidung fällt zusammen mit einer sozialisierenden Funktion: Indem der Erzähler dem Bedürfnis, andere an seinem Leben teilhaben zu lassen, nachkommt, unterwirft er sich gleichzeitig Normen und Erwartungen sowie Bedeutungszuschreibungen, die sozial allgemein sind. Wenn zwischen beiden ein Vertrauensverhältnis besteht, das heißt, eine gewisse Erwartungssicherheit, so ist die "kontrollierende" Funktion von konversationellen Erzählungen gering, die Befriedigung des Mitteilungsbedürfnisses deshalb entsprechend gefahrlos. In Gesprächen mit unbekanntem Gesprächspartnern ist die von dem inneren Spannungszustand des Getrenntseins entlastende Funktion des Erzählens mit gewissen Risiken verbunden, da es durchaus passieren kann, daß der Erzähler von den jeweiligen Zuhörern nicht als "verstandenes Glied einer menschlichen Gemeinschaft" (FLADER und GIESECKE 1980, S. 212) akzeptiert wird, sondern mit seiner Geschichte auf Ablehnung stößt. Der Erzähler hat damit nicht nur einen konversationellen Mißerfolg gehabt, er ist darüber hinaus auch als Person ein Stück weit in Frage gestellt, er kann nicht davon ausgehen, daß die Gesprächsteilnehmer ihn noch als den gleichen ansehen, der er vor der Erzählung war - wie klein auch immer die Wandlung sein mag. Um sich vor einem solchen Mißerfolg zu schützen, muß der Erzähler bereits während des Gesprächs gewisse Vorkehrungen treffen. Schütze beschreibt diese so: "Der Beziehungsaspekt des Interaktionsprozesses 'Geschichtenerzählen' ist mit der interaktiven Aushandlung und Aufrechterhaltung dieser I n t e r a k t i o n s f u n k t i o n identisch. Er umfaßt folgende Prozesse: Die Herstellung von grundsätzlicher I n t e r a k t i o n s r e p r o z i t ä t zum Geschichtenerzählen durch Ansta-

chelung der Erzählbereitschaft beim Interaktionspartner sowie durch Dokumentation der eigenen Zuhörerbereitschaft (...) bzw. durch permanentes Aufzeigen der eigenen (...) Weitererzählbereitschaft; das Aushandeln einer gemeinsamen Situationsdefinition über das Hauptziel des Geschichtenerzählens (...); schließlich: neben der Aushandlung und Verfolgung derartiger offizieller Hauptziele des Erzählens - Ziele wie informieren, Bewerten, plausibilisieren, Unterhaltung (Spannung erregen, belustigen usw.) - die Verfolgung inoffizieller "insgeheimer" Kommunikationsstrategien bei Zuhörer und Erzähler wie Aushorchen und Beweise-Finden bzw. Bewertungen und Meinungen suggerieren, rechtfertigen, Nach-Beschäftigung-Suchen, verschleiern, Inneführen" (SCHÜTZE 1976, S. 182 f, eigene Hervorhebungen).

Der Interviewer tritt bereits mit einer klaren Vorstellung seiner insgeheimen Kommunikationsstrategien in die Interaktion ein, während der Erzähler (Interviewpartner) bei Beginn seiner Stegreiferzählung meist noch keine klaren "insgeheimen" Absichten hat, da die Geschichte, die zu produzieren er begonnen hat, ihm selbst noch nicht bekannt ist, lediglich die faktischen Handlungen und Ereignisse seines Lebenslaufs sind ihm bekannt, er hat gewisse Erinnerungen an sie. Beim Erzähler kommen daher Versuche, Meinungen zu suggerieren, Rechtfertigungen und Verdunkelungsmanöver erst im Laufe der Erzählung zustande, sie ergeben sich sozusagen aus dem inhaltlichen Bild, das der Erzähler auch erst im Vollzug seiner Herstellung wahrnimmt.

Die Funktion der insgeheimen Kommunikationsstrategien in berufsbiografisch orientierten narrativen Interviews ist aus der Beziehung zu erklären, die zwischen Erzähler und Zuhörer existiert. Der Erzähler möchte dem Zuhörer eine sinnvolle Biografie anbieten: Der Zuhörer soll verstehen, warum der Erzähler so wurde, wie er ist. Das ist generell die Aufgabe, die ein Erzähler in jedem berufsbiografischen narrativen Interview zu lösen hat.

Die Darstellung eines sinnvollen Berufsverlaufs kann auf verschiedenen Wegen erfolgen. Der Erzähler kann

- sich auf das Erreichen einer "normalen" Karriere zurückziehen und zeigen, daß er das, was man üblicherweise von einem Ingenieur erwartet, getan hat;
- darstellen, daß er für seine Berufsgruppe etwas Besonderes, etwas Untypisches erreicht hat, das mit gesellschaftlichen Zielen übereinstimmt;
- subjektive Sinnkriterien einführen und darstellen, daß er nach diesen, seinen eigenen Kriterien gelebt hat (was nach landläufigen Kriterien nicht sein muß);
- darstellen, daß er zwar mit landläufigen Zielvorstellungen übereinstimmt, diese aber nicht erreicht hat, was auf die Umstände, besonderen Ereignisse und unglücklichen Zufälle in seinem beruflichen Lebenslauf zurückzuführen ist;
- eine Erzählung seiner persönlichen Berufsgeschichte verweigern und als Experte allgemeine Ratschläge, Empfehlungen und Erkenntnisse aufgrund seiner Berufserfahrung in Form von Beschreibungen oder Argumentationen geben, oder - um es der Vollständigkeit halber aufzuzählen -
- Erfolge (oder - prinzipiell - auch Mißerfolge) vortäuschen, wobei die Erzählung mit den faktischen Handlungen nicht übereinstimmt.

Will der Erzähler die ursprüngliche Intention seiner Bereitschaft zum Interview aufrechterhalten, nämlich dem Interviewer helfen und dessen Erwartungen erfüllen, dann wird er im Laufe der Erzählung seiner Geschichte sich einer dieser Darstellungsformen nähern und sein Thema in dieser Variation darbieten.

Wir haben weiter oben ausgeführt, daß Erzählungen nicht nur einen interaktiven Aspekt haben, sondern daß Erzählungen oder Erzählepisoden

sich auch partiell davon lösen können. Im folgenden wollen wir stärker auf die Beziehung eingehen, die der Erzähler in der Gesprächssituation zu sich selbst hat.

Zunächst einmal ist die Möglichkeit, seine eigene Berufsgeschichte von ihrem Beginn bis heute ausführlich zu erzählen, eine seltene Gelegenheit zur intensiven Reflexion. Durch die Anwesenheit eines Zuhörers ist der Erzähler - anders als im Tagtraum oder in gelegentlichen Erinnerungen an alte Zeiten - gezwungen, die Geschichte vollständig, ausführlich und im Zusammenhang zu erzählen und zwar so, daß sie S i n n macht. Diese Anforderung ist allein schon so hoch, daß der Erzähler - da er nicht, ohne eine Interaktionskrise heraufzubeschwören, entweichen kann - oft mit großer Anspannung, gelegentlich sogar am Rande seiner Fähigkeiten, die Geschichte vollenden muß. Da der Interviewer nicht steuernd eingreift, bietet er dem Erzähler keine Ausweichmöglichkeit, dieser bleibt auf sich selbst beschränkt, was die Anspannung steigert. Andererseits entlastet ihn der Interviewer durch die Signalisierung von Wohlwollen und Interesse. Da der Interviewpartner alles ratifiziert und dadurch nicht steuernd Verantwortung für den Gesprächsverlauf übernimmt, ist es nötig, daß der Erzähler nach eigenen inneren Relevanz Gesichtspunkten urteilt.

Man kann annehmen, daß der Erzähler sich in der Erzählsituation genauso an signifikanten anderen orientiert, wie er es auch im Alltag tut. Und möglicherweise spielen die signifikanten anderen für den Erzähler in seiner Auseinandersetzung mit sich selbst die Rolle von imaginären Zuhörern, für die der Erzähler diese Erzählung als Geschichte inszeniert. Der signifikante andere mag so im Prozeß der Erzählproduktion - obwohl physisch nicht anwesend - ein bedeutsamerer Zuhörer sein als der anwesende Zuhörer, der für den Erzähler eher konturenlos, ein unbeschriebenes Blatt bleibt.

Daß der Erzähler während seiner monologischen Erzählung einen Zuhörer "im Kopf hat", zeigt sich in narrativen Interviews gelegentlich

durch eingestreute Sätze wie "Nun werden Sie mich natürlich fragen: Was wollten Sie damit erreichen?". Häufig hat sich der Interviewer bei solchen Andeutungen einer Perspektivverschränkung durch den Erzähler überrascht gefühlt, weil er etwas ganz anderes im Sinn hatte. Offensichtlich hatte der Erzähler einen kritischen Zuhörer im Sinn - aber wen: Sich selbst (als jemand, der die Geschichte auch zum ersten Mal in ihrer erzählten Version hört), einen signifikanten anderen (der nicht anwesend ist) oder den Interviewer (den er dann häufig falsch eingeschätzt hat)? Während der Erzähler die Geschichte seines Berufsverlaufs erzählt, ist er ständig auch mit der Evaluation des Gesagten aus den drei genannten Perspektiven beschäftigt und muß bei der Fortsetzung der Erzählung die Evaluationsergebnisse berücksichtigen. Es ist daher unseres Erachtens wahrscheinlich, daß eine Erzählsituation, wie sie im narrativen Interview gegeben ist, dem Erzähler - zumindest phasenweise - wie eine Beichte vorkommt; er fühlt sich "auf dem Prüfstand", wobei sein Erzählen "zugleich Form der zukunftsbestimmten Entscheidung über die Biografie (ist). Erzählende Kundgebung über die Vorgeschichte greift so oder so in das weitere Leben ein" (EHLICH 1980, S. 21).

Bei Erzählungen des "Tathergangs" von Angeklagten vor Gericht ist das so aufzufassen, daß andere den Erzähler - unter anderem - aufgrund seiner Erzählung verurteilen. In der Interviewsituation erfolgt die Zukunftsbestimmung als Eigenleistung: Jede Erzählung von eigenerlebten Geschichten ist auch eine Präsentation der Selbstidentität, das heißt, eine öffentliche Ankündigung, wer man ist. Mit der Ankündigung ist man auch eine Selbst-Verpflichtung eingegangen (vgl. STRAUSS 1968, S. 101), deren Einhaltung zwar in der Zukunft durch die anwesende Öffentlichkeit (den Interviewer) nicht überprüfbar ist, die aber dennoch auf die Selbstidentität eine - wenn auch nur geringe und vorübergehende - Wirkung haben kann.

Es scheint daher nicht abwegig, in der Erzählung nicht nur eine Sachverhalts darstellung zu sehen, was sie zweifellos

auch ist, sondern sie auch als "Sachverhaltskonstitution" (GUMBRECHT 1980, S. 407) aufzufassen, da sie eine Wirklichkeit produziert, auf die das zukünftige Handeln Bezug nehmen muß, da sie als Teil der erlebten Wirklichkeit identitätsrelevante Spuren beim Erzähler hinterläßt. Da die Ankündigung nicht vor einer relevanten Öffentlichkeit stattfindet, die die Einlösung oder Nicht-Einlösung des Identitätsversprechens sanktionieren kann, kann angenommen werden, daß der Ankündigungs- oder Versprechenscharakter der Erzählung nur Bedeutung für den Erzähler selbst hat: Er kann nicht wider besseres Wissen sich als Helden darstellen, ohne vor sich Realitätsbezug zu verlieren, es sei denn, er führt den Interviewer "spañeshalber" hinters Licht.

1.3.3. Der Doppelcharakter des Erzählens im narrativen Interview

"Reden ist Silber, Schweigen ist Gold" sagt der Volksmund, und neben anderen Bedeutungen kann dies auch meinen, daß es weise ist, nicht zu viel von sich preiszugeben. Gerade diese Haltung ist für den Soziologen, besonders, wenn er die kommunikative Soziologie favorisiert, ein Ärgernis: Er möchte ja gerade möglichst viel von seinem Interviewpartner erfahren, er möchte die Zurückhaltung, die ein Interviewpartner bewußt oder unbewußt an den Tag legt, wenn ihn ein fragender Soziologe mit Mikrofon und Tonband (oder gar Videokamera und -recorder) interviewt, durchbrechen und sein "Opfer zum Sprechen bringen".

Eine der möglichen seduktiven Techniken, den Interviewpartner zu einer (relativen) Offenheit gegenüber dem Interviewpartner zu bewegen, besteht darin, ihn zur Erzählung selbsterlebter Erfahrungen zu bewegen. Meist sind Interviewpartner, wenn sie gebeten werden, ihren Lebenslauf zu erzählen - in unserer Untersuchung handelt es sich um den beruflichen Lebenslauf von Ingenieuren - gern dazu bereit.

Da eine chronologische Erzählung des beruflichen Lebenslaufs bei der Ausbildung beginnt, ist die Darstellung jener Zeit, vor allem, wenn man es mit Interviewpartnern zu tun hat, bei denen dies mehr als 10 Jahre zurückliegt, eine längst überwunden geglaubte Zeit, die dem Erzähler zunächst unverfänglich zu sein scheint und die er daher meist gern zu erzählen bereit ist.

Ist erst einmal der Anfang gemacht, dann muß die Geschichte auch weiter erzählt werden. Und meist tut das der Erzähler auch gern. Da die zu erzählende Geschichte eine Dokumentation ist, nämlich die Darstellung, wie jemand das wurde, was er ist, ergeben sich im Laufe des Erzählens gewisse Anforderungen an die Fortsetzung der begonnenen Geschichte. Das Erzählen einer Geschichte erzeugt so eine gewisse Sogwirkung, die die Geschichte voranbringt: Der Erzähler erzählt und erzählt dabei auch Dinge, die er vielleicht ursprünglich gar nicht zu erzählen beabsichtigte. Diese Wirkung von Erzählungen ist in der Literatur zum ersten Mal von Kallmeyer und Schütze (1977) beschrieben worden. Sie prägten für ihre Entdeckung den Begriff der "Zugzwänge des Erzählens". Diese im Sachverhaltsdarstellungsschema des Erzählens selbst begründeten Zugzwänge bringen den Erzähler dazu, gewisse Erzählstrukturen einzuhalten. Über die Natur dieser Zugzwänge - also der Regeln formaler Strukturierung von Erzählungen - sagen Kallmeyer und Schütze: "Die Zugzwänge in Sachverhaltsschemata¹⁾ sind grundsätzlich als kommunikative Aktivitätsimplikationen der kognitiven Strukturen der Sachverhaltsdarstellung zu verstehen" (KALLMEYER und SCHÜTZE 1977, S. 168).

Das hervorstechende Merkmal dieser Zugzwänge besteht nun darin, daß der Erzähler im Sog dieser Zugzwänge seine Orientierung ein Stück weit aus dem Interaktionszusammenhang löst und auf den erzählten

1) In unserer Terminologie: Sachverhaltsdarstellungsschema

Gegenstand richtet und sich von diesem "fesseln" läßt. Es unterläuft dem Erzähler eine potentielle Vernachlässigung sowohl des übergeordneten Handlungsschemas als auch des Beziehungsschemas.

Warum nun die Zugzwänge als solche wirksam werden, bleibt offen. Giesecke (1979, S. 47) vermutet, daß sowohl gestaltpsychologische als auch interaktionistische Vorstellungen hinter dem Konzept von Kallmeyer und Schütze stehen. In der interaktionistischen Sichtweise haben die Zugzwänge des Erzählens eine "Struktur alltagsweltlicher Erwartungen und Erwartungserwartungen" (GIESECKE 1979, S. 12). Erzählen ist in diesem Sinn strukturiert durch eine alltagsweltliche Normalformerwartung.

Kallmeyer und Schütze selbst beschäftigen sich weniger mit der Erklärung der Ursachen dieses Phänomens, sondern präzisieren stattdessen die Eigenschaften dieser Zugzwänge, denen sich der Erzähler nicht entziehen kann, ohne die Normalform des Erzählens zu verletzen. Sie lassen sich nach Kallmeyer und Schütze (1977, S. 188 ff) in drei Kategorien einteilen: D e t a i l l i e r u n g s z w a n g, G e s t a l t s c h l i e ß u n g s z w a n g, R e l e v a n z - f e s t l e g u n g s - u n d K o n d e n s i e r u n g s - z w a n g.

Mit dem D e t a i l l i e r u n g s z w a n g sind dabei zwei verschiedene Dinge gemeint: Zum einen ist es die "Parallelitätskomponente", die den Erzähler dazu zwingt, seine Geschichte so auszulegen, daß die Chronologie der erzählten Ereignisse mit der tatsächlich erfahrener Ereignisse parallel läuft. Wir haben es hier also mit einem Zwang zu tun, die C h r o n o l o g i e d e s A b l a u f s zu beachten und eine Verknüpfung von Ereignis zu Ereignis bzw. von Situation zu Situation herzustellen. Zum anderen ist der Erzähler gezwungen, die Geschichten- und Ereignisträger, die Schauplätze, Zeiten und Ereignisse zu benennen, wobei explizit indexikalische Formulierungen zur K e n n z e i c h n u n g verwendet werden. Dazu

gehört auch der Zwang zur Plausibilisierung des Erzählten, der immer dann zur Geltung kommt, wenn es dem konkreten Zuhörer entweder an Hintergrundwissen fehlt oder er die Handlungsweisen der Akteure nur verstehen kann, wenn ihm deren Dispositionen näher erläutert werden.

Mit dem Gestalt-schließungs-zwang ist gemeint, daß der Erzähler dem Druck ausgesetzt ist, begonnene Darstellungen von Sachverhalten, von Ereignissen, von Ereignisfolgen auch auszuführen, da er sonst gegenüber dem Zuhörer ein Versprechen gibt, das er nicht einlöst. Der Detaillierungszwang, der den Erzähler dazu bewegt, überhaupt eine Darstellung zu beginnen, weil sie chronologisch an der Reihe ist, bringt den Erzähler - hat er die Darstellung erst einmal begonnen - sogleich in den nächsten Zuzwang, die Darstellung auch zu Ende zu führen.

Mit dem Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang ist gemeint, daß der Erzähler gezwungen ist, nach seinen Relevanzkriterien aus der Fülle von Ereignissen, Handlungen und Geschehnissen diejenigen auszuwählen und die Erzählung auf die Dinge zu begrenzen, die dem Erzähler dazu dienen, die Botschaft anzubringen, die er mit der Erzählung eigentlich bezweckt.

Gülich behauptet nun, daß im Unterschied zu Erzählungen, deren handlungsschematische Funktion dominierend ist, Erzählungen mit überwiegend beziehungsschematischer Funktion weitaus eingeschränktere Zugzwänge haben:

- Relevanzfestlegungen erfolgen nicht von einem übergeordneten Handlungsschema aus, sondern von aktuellen Themen, d.h. dargestellten Sachverhalten. Entsprechend ist auch der Kondensierungszwang der Erzählung gering.
- Das Detaillierungsniveau ist durchgängig einheitlich, da es keine Orientierung an übergeordneten Handlungsschemata gibt.

- Die Erzählung verläuft nicht parallel zu den historischen Ereignissen, Rückblenden sind häufig.
- Da ein Rückbezug des erzählten Sachverhalts auf ein übergeordnetes Handlungsschema nicht möglich ist, kann der Gestaltschließungszwang nur in Form einer Pointe erfolgen.
- Der Modalitätsbezug der nicht-funktionalen Erzählung wirkt sich dadurch aus, daß der Erzähler sich bemüht, Spannung zu erzeugen, und die "Innenwelt" der Ereignisträger durch "quasi-literarische" Ausschmückungen charakterisiert (die durch die eingeschränkte Wirkung des Kondensierungs- und Relevanzfestlegungszwangs möglich sind (vgl. dazu GÜLICH 1980, S. 371 f)).

Im narrativen Interview dagegen hat die Erzählung überwiegend handlungsschematische Funktion. Daher bewegen die Zuzwänge des Erzählens den Erzähler "auch über Vorgänge und Handlungsmotivationen zu berichten, über die er in der normalen Interviewkommunikation schweigen würde" (SCHÜTZE 1976, S. 163).

Wenn das so ist, und unsere Erfahrungen bestätigen dies, dann muß man sich fragen, warum es der Interviewpartner zuläßt, in eine Gesprächsform verwickelt zu werden, die ihm derart "die Zunge löst". Bei Schütze hat man den Eindruck, daß die Erklärung in der Tatsache begründet liegt, daß die Zuzwänge des Erzählens nach und nach auftreten und daher dem Erzähler erst relativ spät bewußt wird, daß er bereits viel zu viel gesagt hat. Während des Sprechens ist er zu sehr den Objekten seiner Erzählung zugewandt, nicht aber der Handlung des Sprechens als Kommunikation. Erst wenn er sich dem Sprechhandeln post hoc reflektierend zuwendet, sich also einen Augenblick "neben sich" stellt und sich seines Tuns vergegenwärtigt, merkt der Interviewpartner, wohin er sich hat bringen lassen (vgl. dazu SCHÜTZ und LUCKMANN 1979, S. 81). Er stellt dann fest, daß er - nur um das Kommunikationsschema "Erzählen" nicht zu verletzen - schon mehr zugegeben hat, als ihm recht ist. Da er sich nun ohnehin schon verraten hat, ist es das kleinere Übel, auch noch den Rest "zuzugeben", als jetzt - wo

doch schon die Dämme gebrochen sind - das Kommunikationsschema Erzählen aufzukündigen und damit eine Interaktionskrise zwischen dem Interviewer und sich zu riskieren. Der Interviewpartner erzählt dann vor allem deshalb weiter, weil er bei einem Abbruch der Erzählung falsch interpretiert werden könnte und dann noch schlechter dastünde.

Wir haben diese in den Arbeiten von Schütze (1976 und 1977) anklingende Sicht des Verführungscharakters von narrativen Interviews hier etwas überzeichnet dargestellt ¹⁾, um unsere eigene Erfahrung dem kontrastierend gegenüberzustellen. Wir haben bei unseren narrativen Interviews die Erfahrung gemacht, daß die Beziehung zwischen Erzähler und Interviewer keineswegs die von Besiegtem und Sieger ist, daß der Erzähler keineswegs wegen der "Aussichtslosigkeit" seiner Lage bereit ist, weiteres preiszugeben. Wir haben vielmehr die Erfahrung gemacht, daß zwischen Erzähler und Interviewer ein zunehmendes Maß von Vertrautheit entsteht, ja häufig sogar von Sympathie. Es stellt sich die Frage, wie das Nebeneinander von Zug z w ä n g e n der Erzählung und Vertrautwerden der Interaktionspartner zu erklären ist.

Wir wollen dabei auf den Begriff des "Ü b e r g a n g s b e - r e i c h s" zurückgreifen, wie er von Winnicott (1973) entwickelt worden ist, und versuchen, das Erzählen als ein "k r e a t i v e s S p i e l" (WINNICOTT) aufzufassen, das einem besonderen menschlichen Erlebnisbereich angehört, der weder dem "inneren Leben", also einem persönlichen phantasienahen Bereich zugehört noch dem "äußeren Leben", dem Bereich der äußeren Realität, die uns Grenzen setzt. Für Winnicott ist der Übergangsbereich ein "intermediärer Bereich von E r f a h r u n g e n", in den in gleicher Weise innere Realität und äußeres Leben einfließen. Es ist ein Bereich, der kaum in Frage gestellt wird, weil wir uns zumeist damit begnügen, ihn als eine Sphäre

1) Diese Position kann aus Schützes Arbeit herausgelesen werden; sie entspricht jedoch weder seiner Absicht noch seiner Interviewpraxis.

zu betrachten, in der das Individuum ausruhen darf von der lebenslänglichen menschlichen Aufgabe, innere und äußere Realität voneinander getrennt und doch in wechselseitiger Verbindung zu halten " (WINNICOTT 1973, S. 11; Hervorhebung im Original).

Winnicott hat das Konzept des Übergangsbereichs in Untersuchungen von Säuglingen und Kleinkindern entwickelt. Dieser Übergangsbereich bildet sich beim Säugling in der Phase heraus, in der er erlebt, daß es Objekte gibt, die "Nicht-ich" sind und die seiner Kontrolle entzogen sind. Übergangsobjekte stellen nun eine "Brücke" dar zwischen der Phase, in der der Säugling seine Umgebung als Teil seiner selbst wahrnahm, und der Phase, in der er erfährt, daß es Objekte gibt, die seiner Verfügungsgewalt entzogen sind. Übergangsobjekte sind reale Objekte, etwa ein Teddybär, über die das Kind in einer illusionär omnipotenten Weise verfügen kann: Der Teddy "ist" lieb oder böse, ganz wie das Kind will. Es kann ihn streicheln oder prügeln, mit ihm spielen oder ihn in der Ecke stehen lassen. Nie wird das Kind auf eine Realitätsprüfung seiner Beziehung zum Übergangsobjekt verwiesen, weder durch das Objekt selbst noch durch andere: Dem Kind wird ein solcher "Freiraum" im Umgang mit dem Übergangsobjekt zugestanden. Im Zuge des Älterwerdens verliert das Übergangsobjekt als konkreter Gegenstand an Bedeutung; die mit dem Übergangsobjekt verbundene Erfahrung eines intermediären Bereichs zwischen innerer und äußerer Realität, der nicht in Frage gestellt wird, bleibt jedoch weiterhin real und kann auch intersubjektiv erfahren, das heißt zwischen Menschen geteilt, werden: Wenn Menschen "Überschneidungen" zwischen ihren jeweiligen intermediären Bereichen feststellen, so tun sie dies nach Winnicott (1973, S. 24) mit Freude.

Im Kindes- wie im Erwachsenenalter ist das S p i e l e n eine für den Übergangsbereich oder, wie er auch genannt wird, für den intermediären Bereich typische Handlungsform. Spiel findet nicht nur, wie der Traum oder die Phantasie, im "Inneren" statt, es ist aber auch nicht nur auf die "äußere" Welt bezogen, da das Spiel der "magischen

Kontrolle" des Spielenden unterliegt: Man kann am Spiel als real annehmen, was im Alltag faktisch nicht existieren kann. Winnicott räumt dem - weit verstandenen - Begriff Spiel eine außerordentliche Bedeutung zu, die das Spiel als den eigentlichen Bereich des K r e a - t i v e n darstellt. "Gerade im Spiel und nur im Spielen kann das Kind und der Erwachsene sich kreativ entfalten und seine ganze Persönlichkeit einsetzen, und nur in der kreativen Entfaltung kann das Individuum sich selbst entdecken " (WINNICOTT 1973, S. 66).

Winnicott führt dies darauf zurück, daß sich im kreativen Spiel die "unintegrierte Persönlichkeit verströmen kann" (WINNICOTT 1973, S. 67), das heißt, daß im Spiel prinzipiell alle 'Seiten' einer Persönlichkeit zum Ausdruck kommen könnten, also auch die Anteile, die nicht integriert, sondern voneinander abgeschottet - in einer psychoanalytischen Terminologie würde man sagen: abgespalten - sind. Da im Spiel nicht primär alltagsweltliche Aufgaben der Bewältigung der äußeren Welt anstehen und kein durchgängig strukturiertes Handeln erwartet wird, stellt sich die Notwendigkeit einer Abspaltung von Persönlichkeitsanteilen nicht in vergleichbarem Maß wie in Alltagssituationen. Im Spiel kann das Subjekt alle Anteile seiner Persönlichkeit einbringen, da pragmatische Zwecke des Alltagshandelns weitgehend außer Kraft gesetzt sind. Dies gilt zunächst jedoch nur für das Spiel eines einzelnen.

Spielen zwei Personen oder mehrere, so stellen sich den "Spielenden" automatisch bereits wieder äußere Zwecke, die sie pragmatisch verfolgen, zumindest solche der Selbstdarstellung. Dabei sind zwei Aspekte zu berücksichtigen: Der Aspekt der Präsentation und der Aspekt der Verbergung von Anteilen der Persönlichkeit. Inwieweit die einzelnen Subjekte nun zulassen, daß der jeweils andere Einblick in den eigenen 'intermediären Bereich' bekommt, ist eine Frage des V e r t r a u e n s, das zwischen den Subjekten besteht. Fehlt dieses Vertrauen, so können sie sich auf den Bereich der Alltagserfahrungen zurückziehen, die gesellschaftliches Allgemeingut sind und hinter deren vorgegebenen Strukturen man sich verstecken kann. Entsteht dagegen Vertrauen, dann be-

steht die Möglichkeit, daß 'Teilhabe' am intermediären Bereich gewährt wird. Die Möglichkeit der Herausbildung dieses Vertrauens soll uns später noch beschäftigen.

Wir haben diesen Exkurs auf das Konzept von Winnicott unternommen, da wir annehmen, daß das Erzählen eigenerlebter Geschichten - zumindest auch - als Spiel im Sinne Winnicotts aufgefaßt werden kann.

Das Erzählen eigenerlebter Geschichten unterscheidet sich von anderen Formen der Sachverhaltsdarstellung durch ein darin enthaltenes kreatives Potential (eben: Spiel).

Diese Eigenschaft fehlt etwa einer anderen Sachverhaltsdarstellungsform, dem 'neutralen Bericht'. Er enthält zwar auch zumindest Spuren der Perspektive des Berichtenden, dennoch versucht der Bericht möglichst nah an den 'objektiven' Ereignissen zu bleiben, um den Berichterstat-ter sozusagen aus der Sache herauszuhalten. Die berichteten Tatsachen sollen für sich sprechen. Das andere Extrem einer Sachverhaltsdarstellung wäre etwa das Märchenerzählen oder andere fiktive Erzählungen, die in den Bereich des Irrealen gehören und von anderen auch als Fiktion anerkannt werden. Das Erzählen eigenerlebter Geschichten nimmt demgegenüber eine "intermediäre" Position ein, es ist weder dem Bereich der nur "inneren Realität", der Fiktion, noch dem Bereich der "äußeren Realität", des neutralen Berichts, zuzuordnen. Erzählen eigenerlebter Geschichten enthält immer auch ein kreatives Potential, das sich durch die Darbietungsform etwa der Re-Inszenierung oder der direkten Rede usw. äußert, wie auch durch die Auswahl und Gestaltung der Inhalte, etwa die Selektion von Wichtigem und Unwichtigem, die Heraushebung einzelner Personen oder Ereignisse und die Darstellung der eigenen Beziehung zu dem Gesagten wie zum Zuhörer. Alle diese Elemente der kreativen Gestaltung dienen nicht nur dazu, die "Sache", sondern auch die Person des Erzählers darzustellen. Die Person "spielt", d.h. geht kreativ mit der "Sache" um und stellt somit für die darzu-

stellenden Sachverhalte eine Verbindung von innerer und äußerer Realität dar, die, im Gegensatz zu der vergangenen historischen Situation, nicht unter dem Zwang der Bewältigung praktischer Anforderungen steht.

Der Spielcharakter von eigenerlebten Erzählungen gilt in besonderem Maße für Erzählungen, die im vorigen Abschnitt als 'beziehungsschematisch-funktional' und als 'nicht-funktional' bezeichnet wurden: In solchen Erzählungen geht es den Beteiligten erklärtermaßen um Effekte, die in der Terminologie Winnicotts als Feststellung von Überschneidungen im Übergangsbereich bezeichnet werden können. Dieser Aspekt existiert jedoch ebenso - wenn auch nicht unbedingt als dominanter - in Erzählungen, die wir als handlungsschematisch-funktional bezeichnet haben. Auch Erzählungen, die etwa als Beleg für eine These dienen, enthalten ein spielerisches - das heißt, vom Druck äußerer Realität befreites - Element, wodurch sie sich von der blanken Argumentationsform unterscheiden.

Die Erzählung im narrativen Interview ist Spiel u n d Dokumentation gleichzeitig. Der D o p p e l c h a r a k t e r der Erzählung im narrativen Interview findet seine Ursache in der Problemstellung und Problemlösungsmöglichkeit, die sich für den Interviewpartner aus dem Setting des narrativen Interviews ergeben. Die Problemstellung, die der Interviewer durch seine Bitte an den Interviewpartner richtet, stellt sich als eine Aufforderung dar, die Ereignisse, Entscheidungen und Handlungen zu benennen, die den Berufsverlauf vom Beginn bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt bestimmt haben. Die vom Interviewer erbetene oder geforderte Darstellung des Berufsverlaufs muß in sich analytisch schlüssig sein, frei von logischen oder allgemein bekannten faktischen Unverträglichkeiten und damit glaubwürdig. Dies ist jedoch nur die 'objektive' Seite.

Zur Problemstellung, die der Interviewer dem Interviewpartner aufgegeben hat, gehört jedoch auch die 'subjektive' Seite: Der Interview-

partner muß seine eigenen Motivationen, seine Erlebnisweisen und seine Evaluationen von Ereignissen und Handlungen dem Interviewer nahebringen, so daß er diese als persönliche Erfahrungen versteht, auch wenn sie vorherrschenden gesellschaftlichen Strukturen zuwiderlaufen mögen.

Der Interviewpartner muß, um seine Aufgabe zu erfüllen, beiden Ansprüchen genügen, und damit gerät er in ein Dilemma: Seine Erzählung muß einerseits documentarisch sein, damit die Erzählung seines beruflichen Werdegangs hinreichend lückenlos und schlüssig und damit für einen Zuhörer glaubhaft ist: die dargestellten Ursachen und Folgen müssen in einem klaren Zusammenhang stehen und dürfen sich nicht im Widerspruch zu allgemein bekannten Tatsachen und Strukturen des Berufslebens befinden; die Erzählung muß aber auch andererseits ein Element des 'Spiels' enthalten, um dem Interviewer Teilhabe an seiner persönlichen Erlebnisweise der Welt zu gewähren. Dabei werden Phänomene aus der äußeren Realität, hier: Ereignisse des Berufslebens, mit innerpsychischen Bedeutungen und Gefühlen besetzt und zur gleichzeitigen Darstellung einer inneren und einer äußeren Wirklichkeit verwendet.

Für eine solche im narrativen Interview ad-hoc produzierte kreative Aufbereitung eigener Erlebnisse gibt es jedoch bereits "vorfabrizierte" Bestände an "Rohmaterial", auf die der Erzähler zurückgreifen kann. Die Erinnerung an erlebte "äußere Realität", also an Ereignisse des Berufslebens, wird im Laufe der Zeit der inneren Wirklichkeit adaptiert, wobei es zu einer spielerischen Wiederaufbereitung kommt.

Wir können unsere Erinnerungen, die wir uns immer wieder vor Augen führen können, als bewegte Bilder, als "Filme" (Tkocz) ansehen, die einem besonderen "geschlossenen Sinngbiet" (vgl. SCHÜTZ und LUCKMANN 1979, S. 49) angehören, die sich durch den ihm typischen Erlebnis- und Erkenntnisstil von anderen geschlossenen Sinngbieten unterscheidet. In diese "Filme" über das eigene Berufsleben mischen sich Erinnerungen erlebter Realität und gegenwärtige oder vergangene

Entwürfe möglicher zukünftiger Biografien. Solche bildhaften Erinnerungen sind unabhängig von der Notwendigkeit zur Bewältigung alltäglicher Situationen; sie sind als bewegte Bilder im Kopf und drücken ein Stück Selbstverständnis, ein Stück Biografie aus. Sie sind als Teil des spielerisch-kreativen intermediären Bereichs "Spielfilme" mit autobiografischen Motiven, teilweise befreit von realen Ereignisverläufen, von inneren und äußeren Grenzen des Handelns ¹⁾.

Sie sind subjektiver Ausdruck eines Selbstbildes, das festgemacht wird an realen äußeren Ereignissen, die nach subjektiven Kriterien aus der Unmenge von im Berufsverlauf erlebten Ereignissen ausgewählt und entsprechend dargestellt werden. Sie sind die "Spielmasse", aus der das erzählerische Element in Erzählungen besteht. Sie sind dem Erzähler meist mühelos verfügbar, da er sie schon häufig erinnert, einzelne Episoden vielleicht auch schon erzählt hat.

In der Interviewsituation stellt sich nun für den Interviewpartner die Schwierigkeit, diese die eigene Selbstidentität repräsentierenden Erinnerungen an vergangene Ereignisse mit einer dokumentarischen Erzählung, nämlich der glaubhaften Darstellung der eigenen beruflichen Entwicklung, unter einen Hut zu bringen. Die "Spielfilme" verlieren dadurch den privaten Charakter, sie sind nicht mehr die relativ frei von faktischen Unverträglichkeiten gestaltbaren polythetisch aufgebauten Erinnerungen an eine aus "autobiografischen Motiven" nachinszenierten Geschichte, sondern sind Glieder einer eher monothetischen Kette von Abfolgen, in denen sich die Entwicklung und Wandlung eines Menschen darstellt. Die zugrundeliegenden "Spielfilme" - Reinszenierungen ver-

1) Von Phantasien unterscheiden sich die bildhaften Erinnerungen dadurch, daß etwa faktische Unverträglichkeiten nur in begrenztem Maß zugelassen werden können: Ich kann mich in meinem "Erinnerungsfilm" als ein Held sehen, der alle Anforderungen der Arbeit meistert, oder als Versager, dem nichts gelingt. Aber es wäre "reine Phantasie" und nicht mehr der intermediäre Bereich, wenn ich mich "erinnere", wie ich Kaiser von China wurde.

schiedenster Erfahrungsepisoden - sind jedoch im "Wissensvorrat" nicht als Folgen in einer Kette sedimentiert, sondern als separate Filmepisoden, die keine Fortsetzungsgeschichte beinhalten. Die im narrativen Interview geforderte intersubjektiv plausible Darstellung einer Entwicklung mit Hilfe dieser erinnerten Filme ist eine ad-hoc-Konstruktion und dient der dokumentarischen Darstellung dessen, was gewesen ist und dazu geführt hat, das es heute so ist, wie es ist. Damit sind die privaten Spielfilme als Teil des intermediären Bereichs den Ansprüchen des alltagsweltlichen Bereichs ausgesetzt, für den sie nicht produziert sind: Sie müssen Dokumentarfilme werden.

Die Logik der dokumentarischen Darstellung greift nun auf die spielerisch-kreative Erzählerdarstellung der erinnerten "bewegten Bilder" über und umgekehrt. Dabei muß ich gelegentlich gewisse Szenen neu "drehen", wenn deutlich wird, daß ich im Spielfilm allzu sorglos mit Widerständen von mich umgebenden Objekten der äußeren Welt - also der Berufswirklichkeit - umgegangen bin. Die Notwendigkeit der Verträglichkeit des "Films" mit dem Alltagsleben ergibt sich dabei nicht aus den "Filmen" selber, sondern (a) aus der Notwendigkeit, die Abfolge der Episoden so darzustellen, daß die Entwicklungsgeschichte der Person plausibel ist, und (b) aus der Darstellung der den Handelnden umgebenden äußeren Wirklichkeit, die dem jeweiligen Zuhörer mehr oder weniger bekannt sein kann, und daher nicht gegen das Wissen des Zuhörers verstoßen darf. Es würde, auch für einen Berufsfremden, unglaubwürdig wirken, wenn ein Ingenieur erzählt, daß er als Berufsanfänger gleich die Position eines Werkleiters einer großen Fabrik erhalten habe, wenn nicht weitere Erklärungen dazu abgegeben werden, etwa, daß es sich um die elterliche Firma handelt.

Im narrativen Interview werden nun Probleme der Anpassung von erinnerten "Filmen" an den dokumentarischen Zweck der Erzählung zentral: Der "Regisseur" der Erzählung muß die "Filme" neu zusammenschneiden oder argumentative "Zwischentitel" einblenden, wenn der Übergang von einer zur anderen Szene Lücken enthält oder wenn Gags in einer Tra-

gödie sich häufen und daraus ein Lustspiel machen. Gelingt es dem Regisseur nicht, die "Spielfilme" mit dem dokumentarischen Zweck seiner Darstellung zusammenzubringen, dann ergeben sich Brüche, Widersprüche, Unverständlichkeiten in der Argumentation. Der Zuhörer zeigt nun seinerseits Anteilnahme auf zwei Ebenen: Auf der intermediären Ebene des Spiels kann er die "Spielfilme" verstehen, sie aufnehmen und akzeptieren. Dabei spielen Brüche, Widersprüche und Unverständlichkeiten - die sich auf der dokumentarischen Ebene ergeben - keine Rolle. Der intermediäre Bereich selbst ist nicht konsistent, nicht widerspruchsfrei, er verträgt Paradoxien, kleinere Unverträglichkeiten mit der äusseren Welt. Brüche und Lücken können spielerisch übersprungen werden. Der Interviewer - in einem gelungenen Interview - ist auf dieser Ebene ein verständnisvoller und verstehender Zuhörer und damit Partner, dem Teilhabe am intermediären Bereich des Erzählers gewährt wird.

Auf der "sachlichen" Ebene der dokumentarischen Darstellung ist der Interviewer nicht nur Zuhörer, er ist vielmehr der Initiator des hauptsächlichen Erzählziels, nämlich der Darstellung des beruflichen Werdegangs, die unter dem Gesichtspunkt einer Entwicklung zum heutigen Zustand gesehen wird. Der Erzähler muß mit seinen Erzählungen die Entwicklungslogik seines Berufsverlaufs berücksichtigen und sie für den Zuhörer dokumentarisch plausibel darstellen.

Die Beziehung zwischen dem Interviewpartner und dem Interviewer ist bei einem gelungenen Interview interessanterweise auf beiden Ebenen als ein Prozeß zunehmenden Vertrautwerdens zu beschreiben. Auf der intermediären Ebene ist dies auch sehr verständlich: Der Erzähler (Interviewpartner) gewinnt - in einem gelungenen Interview - zunehmend den Eindruck, daß der Zuhörer (Interviewer) seine "Spielfilme" versteht. Anders als es bei Zuhörern in alltäglichen Gesprächen gelegentlich geschieht, zerstört der Zuhörer in der Haupterzählphase des narrativen Interviews nicht den intermediären Erfahrungsbereich des Erzählers: Er greift weder belehrend ein, er gibt keine Ratschläge für das "nächste mal" und er setzt auch nicht an, dem Erzähler das Wort

zu nehmen, um seinerseits eine Geschichte einzubringen. Er will nur verstehen, und daher fühlt sich der Erzähler bei ihm mit seinen Spielfilmen auch relativ gut aufgehoben. Er spürt das Interesse seines Zuhörers: Dieser merkt sich Details aus den Filmen über lange Zeiträume hinweg, er benutzt die vom Erzähler eingeführten Namen der Mitspieler, als würde auch er sie kennen, und zeigt sich mehr und mehr als jemand, der mit der Geschichte (den Geschichten) des Erzählers vertraut ist. Der Zuhörer / Interviewer wird für den Erzähler zum 'Komplizen', mit dem er seinen intermediären Bereich teilen kann.

Andererseits ist der Zuhörer auf der Ebene der Dokumentation die "Personifizierung" alltagsweltlicher Ansprüche an Sachlichkeit und Glaubwürdigkeit der "Spielfilme": Um sich einer Öffentlichkeit gegenüber darzustellen und eine Entwicklung zu belegen, muß der Erzähler aus den Spielfilmen Dokumentarfilme über seine berufliche Entwicklung machen. Sie müssen plausibel machen, "wie alles anfing" und "wie alles kam". Der Zuhörer / Interviewer greift in der Rückgriffphase des narrativen Interviews in diese Darstellung ein und weist durch seine Nachfragen auf diejenigen Stellen hin, in denen der Dokumentarcharakter der Erzählung "schwach" ist.

Da das alltagsweltliche Wissen, wann eine Darstellung als plausibel gilt, dem Erzähler ebenfalls gegeben ist, sind die Hinweise des Interviewers auf Schwachstellen der Dokumentation bei entsprechend "softem" Sprachstil nicht unbedingt Angriffe, sondern möglicherweise eher eine Hilfe bei der Bemühung des Erzählers, eine alltagsweltlich verstehbare und glaubwürdige Darstellung seines Werdegangs zu geben. Der Interviewer ist auch in diesem Sinn ein Komplize: Er hilft dem Erzähler eine nach herkömmlichen Ansprüchen "schnittfeste" Darstellung seines autobiografischen Werdegangs zu entwickeln, die ihm selbst plausibel ist, die für andere glaubwürdig wirkt und bei der er sein Selbstbild realisieren kann. Die Produktion einer solchen Geschichte hat für den Erzähler eine in der Sozialisationswirkung entlastende Funktion, zumindest für den Augenblick, in dem er dem Interviewer gegenüber sitzt: Er wird verstanden.

Der Doppelcharakter der Erzählung als Spiel und Dokumentation bringt es mit sich, daß diese beiden Elemente im Wechselspiel miteinander stehen. Der spielerische Teil der Erzählung ist derjenige, der am meisten vom übergeordneten Interaktionszusammenhang losgelöst ist: Man spielt und verwickelt sich ins Spiel und weiß dabei noch nicht, wohin es führt. Da jedoch im narrativen Interview das übergeordnete Handlungsschema die Erzählung einer Entwicklung ist, muß der Erzähler irgendwann sein Spiel abbrechen und wieder auf die Spur der Dokumentation kommen. Da die Spiele aber ihrerseits die Erzählung ein Stück vorangebracht haben - wohin auch immer -, kann die Notwendigkeit der intersubjektiv plausibilisieren - den Zurechtrückung des eben Gesagten notwendig werden: Es werden etwa zusätzliche Erklärungen abgegeben, um die im Spiel gezeigte Einstellung verständlich zu machen oder zu modifizieren, es werden weitere Details zum Inhalt gegeben, um den dargestellten Sachverhalt glaubwürdig zu machen.

Die von Kallmeyer und Schütze (1977) aufgezeigten Zugzwänge des Erzählens haben für uns in diesem Sinn Wurzeln, die im Doppelcharakter der Erzählung als Spiel und Dokumentation stecken: Der Erzähler stellt dem Zuhörer - wer auch immer für ihn in diesem Moment der Zuhörer ist - in einem kreativen Spiel sich selbst dar mit Hilfe der Gegenstände der Realität, die in diesem Spiel einen besonderen Charakter für ihn gewinnen. Er teilt etwas von sich und seiner Geschichte mit, das man nur bildhaft unter Verweis auf vergangene Realität verstehen darf. In seiner Darstellung verwendet der Erzähler Gegenstände, Sachverhalte, Ereignisse, die für ihn einen sehr persönlichen Sinn haben. Wenn der Erzähler nun in dieser persönlichen Färbung über Gegenstände, Sachverhalte und Ereignisse spricht, muß er befürchten, daß der Zuhörer für seine Rede andere "Lesarten" (OEVERMANN, SOEFFNER) als gültige Interpretationen ansieht, denn er weiß, daß eine Differenzierung zwischen der Bedeutung besteht, die er - aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen - den Dingen zumißt, und der Bedeutung, die sozial allgemeingültig ist, "objektiv" in Oevermanns Terminologie. Um

nicht mißverstanden zu werden, ist der Erzähler gezwungen, diese Differenz verstehbar zu machen. Eine Möglichkeit besteht darin, den Zuhörer in das Spiel hineinzuziehen, damit er die unmittelbare persönliche Beziehung des Erzählers zu den dargestellten Gegenständen nachvollziehen kann. Dazu muß er aber die Geschichte ausführen: Er steht unter dem Zugzwang, den Z u h ö r e r e i n w e i h e n zu müssen.

Das spielerische Erzählen vermittelt das Selbstbild des Erzählers auf eine stark symbolisierte Weise unter Verwendung realer Gegenstände, Sachverhalte und Ereignisse. Im Rahmen der "Groß-Geschichte" haben diese Redegegenstände jedoch auch eine Bedeutung: Es werden Personen neu eingeführt oder neu charakterisiert, Zustände rücken in ein anderes Licht, und der Erzähler stellt sich und sein Handeln auch unter einer neuen Perspektive dar.

Diese "neuen" Momente" haben in der Großerzählung eine Bedeutung, und diese Bedeutung muß unter dem Gesichtspunkt der Dokumentation mit der sonstigen Geschichte harmonisiert werden, falls zu große Diskrepanzen entstehen oder falls "Sackgassenerzählungen" Dinge anreißen, die den Eindruck erwecken, für die Großerzählung von Bedeutung zu sein, dort jedoch nicht eingebettet sind. Wenn der Erzähler nicht riskieren will, daß der Zuhörer diese Diskrepanzen oder Lücken als Zeichen für mangelnde Glaubwürdigkeit interpretiert, dann ist er gezwungen, eine Einmündung der "spielerischen" Geschichte in die mehr "dokumentarische" vorzunehmen, und er muß eine gewisse Harmonie zwischen beiden herstellen, entweder durch weitere Ausführung von Geschichten oder durch einen Wechsel in andere Sachverhaltsdarstellungsschemata, etwa das Argumentieren; dies ist der Zugzwang, e i n e B r ü c k e z u r D o k u m e n t a t i o n b a u e n zu müssen.

Eine weitere Erklärung für die Zugzwänge des Erzählens ist folgende: Zugzwänge des Erzählens treten immer dann auf, wenn ein Erzähler eine Geschichte begonnen hat und es ihm nicht gelingt, in die Spiel-

ebene zu wechseln und kreativ mit den Ereignissen umzugehen. Eine solche Situation tritt ein, wenn der Erzähler keine "Botschaft" hat, die er dem anderen geben will, und kein Konzept, sich selbst in einem Spiel darzustellen, und darüber hinaus auch keine gesprächslogisch verstehbare Veranlassung hat, die Erzählung abubrechen. Täte er es, wäre es eine Regelverletzung alltäglicher Konversation. Da die Situation nun auch wieder nicht so unerträglich ist, daß ein solcher Schritt nötig wäre, bleibt ihm nur übrig, die Geschichte so zu erzählen, wie sie ihm in den Sinn kommt. Als roter Faden dient die Erinnerung an das vergangene Geschehen: Der Erzähler fühlt sich unfähig, etwas anderes zu tun, als einfach der Erinnerung an die Ereigniskette zu folgen, auch wenn er befürchten muß, daß die Geschichte den Zuhörer langweilt oder an seinem Interesse vorbeischießt. Es ist der Zugzwang d u r c h z u h a l t e n u n d w e i t e r z u m a c h e n, weil andere Alternativen fehlen.

1.4. Strukturen biografischer Erzählung

1.4.1. Sinnstrukturen berufsbiografischer Erzählungen

Die Interpretation biografischer Erzählungen ist keine der Wissenschaft vorbehaltene Tätigkeit, sie ist vielmehr auch im Alltag immer dort gegeben, wo ein Erzähler biografischer Erlebnisse einen Zuhörer findet oder wo jemand seine Biografie reflektierend überdenkt. Der Sozialwissenschaftler hat also bereits immer schon Erfahrungen im Umgang mit biografischen Darstellungen. Im Alltag gibt es, grob gesagt, zwei Arten des Umgangs mit biografischen Erzählungen: Man kann sie als zutreffende Darstellungen akzeptieren oder sie zurückweisen, weil der Erzähler etwas - das der Hörer besser zu verstehen glaubt - falsch sieht (vgl. CREMER-SCHÄFER 1976, S. 229). Die Unterstellung, daß der Erzähler seine eigene Biografie "falsch sieht", findet sich auch in der Psychotherapie, wo der Therapeut dem Erzähler durch die "Aufarbeitung seiner Geschichte" zu einer neuen Deutung seines bisherigen Lebenswegs und damit zu einer neuen "Biografie" verhilft. Während es sich hier um eine gemeinsam von Erzähler und Hörer (Therapeut) verfaßte Neuschreibung der Biografie handelt, ist in der sozialwissenschaftlichen Literatur häufig eine "kritische" Interpretation von Biografien zu finden, in denen die biografische Darstellung vor allem der Handlungsmotive als "Rationalisierung" zurückgewiesen wird (vgl. WELLENDORF 1980, z. T. auch OEVERMANN, ALLERT und KRONAU 1980 sowie SOEFFNER 1980). In anderen biografisch-orientierten Studien (etwa DEPPE 1978) werden die Erzählungen des Lebensverlaufs sowie der Lebensbedingungen in ihrem subjektiven und objektiven Wahrheitsgehalt nicht angezweifelt. Wie Cremer-Schäfer bemerkt, "betonen aber gerade die Autoren, die der Meadschen Tradition verpflichtet sind, daß Biografien Vergangenheit (re)konstruieren, insbesondere Inhalt und Struktur ergeben sich aus Anforderungen der Gegenwart (...). Aus dieser Perspektive werden Lebensgeschichten erzählt, um einen gegenwärtig eingenommenen Status zu legitimieren" (CREMER-SCHÄFER 1976, S. 300).

Der Hinweis, daß Biografien immer Rekonstruktionen vom Standort des Hier und Jetzt sind, richtet sich gegen Interpretationen von biografischen Erzählungen, bei denen die Geschichte als ideale Repräsentation des Geschehens angesehen wird.

Wenn Cremer-Schäfer meint, die Rekonstruktion der Geschichte erfolge geradezu zweckrational, "um den gegenwärtigen Status zu legitimieren", dann ist dies als allgemeine Aussage zweifellos überzogen: Nicht jede biografische Erzählung ist eine Legitimation, und selbst, wenn sie darauf angelegt wäre, ist es - zumindest für Stegreiferzählungen - unwahrscheinlich, daß sie bruchlos auf diesen Zweck hin konstruiert wäre.

Kallmeyers und Schützes Hinweis auf die Zugzwänge der Erzählung sowie unser Hinweis auf den Doppelcharakter der Erzählung als Spiel und Dokumentation stellen dieser Position das Argument gegenüber, daß gerade in der E r z ä h l u n g weite Passagen einem kontrollierenden Zugriff des Erzählers partiell entzogen sind, da er zeitweise weder auf ein übergeordnetes Handlungsschema noch auf die aktuelle Beziehung, sondern auf den Erzählgegenstand oder aber auf ein Spiel hin orientiert ist, in dem der Erzähler versucht, sein Selbstbild am Beispiel von Lebenssituationen darzustellen.

Dem zweiten Argument von Cremer-Schäfer, wonach dem interpretativen Paradigma zufolge eine biografische Erzählung immer aus der Perspektive der Erzählzeit erfolgt, ist zwar zuzustimmen, dennoch ist damit keine Aussage darüber gemacht, was eine Analyse biografischer Erzählungen leisten kann und was nicht.

Wir gehen von der Annahme aus, daß biografische Erzählungen ein aufschlußreiches Datenmaterial sein können für die Analyse von Prozeßstrukturen in der Entwicklung von Berufsverläufen und für die Analyse der Handlungs-Bedingungen an "kritischen Stellen" des Berufsverlaufs.

Wir wollen uns zunächst Elementen einer biografischen Erzählung zuwenden, die eine biografische Entwicklung sozial als "sinnvoll" erscheinen lassen.

Rehbein unterscheidet vier Typen von Relationen, in denen der Erzähler das Verhältnis von sich als Aktanten zum historischen Geschehen darstellen kann: Glücksgeschichten, Siegesgeschichten¹⁾, Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten sowie Leidensgeschichten (vgl. REHBEIN 1980, S. 67).

G l ü c k s g e s c h i c h t e n sind solche, bei denen das erfolgreiche Handeln oder Abschneiden in einer Angelegenheit auf reine Zufälle zurückzuführen ist, die nicht das Verdienst des Erzählers sind, der aber dennoch als Glückspilz, als etwas Besonderes aus der Sache hervorgeht.

Durch das Erzählen von S i e g e s g e s c h i c h t e n zeigt der Erzähler auf, daß er aufgrund seiner Überlegenheit in einer Auseinandersetzung erfolgreich war. Er stellt sich als Sieger und andere als Verlierer dar.

In Erzählungen m e r k w ü r d i g e r B e g e b e n h e i t e n werden Dinge, Ereignisse, Zufälle dargestellt, die dem Erzähler selbst ein Rätsel sind, für die er keine Erklärung hat und die aufgrund ihrer Besonderheit daher auch für den Zuhörer von Interesse sein müßten.

In L e i d e n s g e s c h i c h t e n stellt der Erzähler dar, wie er zum unschuldigen Opfer einer von anderen begangenen Offensivhandlung wurde und wie sich seine Lage nur noch verschlimmerte, je mehr er sich gegen den Aggressor zu wehren versucht (vgl. REHBEIN 1980, S. 67 ff).

1) Rehbein führt Glücks- und Siegesgeschichten in einer Kategorie an, was wir nicht für sinnvoll halten (vgl. REHBEIN 1980, S. 67).

Die hier in Anlehnung an Rehbein aufgeführte Typologie hat vor allem eine Bedeutung für die Analyse einzelner Episoden innerhalb einer erzählten Geschichte, sie ist weniger geeignet zur Analyse der Gesamtgeschichte.

Die Erzählung biografischer Entwicklungen hat immer den Sinn, das gelebte Leben einem anderen verstehbar zu machen, und zwar sowohl das, was normal ist, als auch das, was etwas Besonderes oder gar Rätselhaftes ist.

Glücks-, Sieges und Leidensgeschichten sowie die Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten sind Modelle des Fortgangs von Handlungen, die Erklärungskraft haben. Sie sind bekannte Erzählformen, in denen eine Ereigniskette sich nach einem traditionellen Muster entwickelt. Aber - sie allein machen als Modelle der gesamten Biografie noch keinen S i n n . Dies ist darauf zurückzuführen, daß Rehbein nur zwei Dimensionen in seiner Typologie berücksichtigt, den Modus des Handelns des Aktanten und die Kontingenz von Ereignissen. Sinnvoll erscheinen biografische Erzählungen jedoch nicht nur, wenn die dargestellte Entwicklung an den sozial allgemein vorherrschenden Erwartungen gemessen wird, sondern auch an den jeweiligen Lebenszielen des Aktanten (vgl. BÜHLER 1969). Die Lebensziele stellen also eine weitere bedeutsame Dimension der biografischen Entwicklung dar, die besonders dann relevant wird, wenn dem Erzähler sein biografisches Handeln besonders begründungswürdig erscheint und dabei solche Handlungen zur Sprache kommen, die üblicherweise als diskreditierend gelten. In entsprechenden Darstellungen wird oft ein "Ehrenrettungsversuch" unternommen, der Verständnis für das diskreditierte Verhalten wecken soll. Dabei sind fünf Formen zu unterscheiden:

- Reaktion auf die Umwelt:

Die eigene Situation wird als "schlecht" dargestellt, so daß die vom Aktanten übernommenen Handlungsmuster der "schlechten" Umwelt entsprechen. "Ich konnte nichts dafür."

- Mangel an Alternativen:

Das eigene Handeln wird als die einzige überhaupt existierende Möglichkeit dargestellt, eine Situation zu bewältigen. "Ich konnte nicht anders."

- Mißlungenes Handeln:

Dem eigenen Handeln werden positive Motive unterstellt, lediglich äußere Umstände, Ungeschicklichkeit, Zufälle haben daraus etwas Negatives werden lassen. "Ich wollte ja das Gute."

- Negationen der Vergangenheit:

Das eigene Handeln wird als etwas längst Vergangenes dargestellt, das aufgrund einer völligen Wandlung überwunden wurde. "Ja damals, aber das ist vorbei." ¹⁾

- Beschränkung auf das Mögliche:

Die blanke Bewältigung des Augenblicks wird als der zentrale Bezugspunkt des Handelns dargestellt, so daß keine "Surplus-Ressourcen" mehr für die Realisierung weiterer Handlungsmöglichkeiten bestehen. "Mehr kann ich nicht."

Anders verhält es sich bei konformen Lebensverläufen, in denen das Handeln selbst wie auch der Sinn des Handelns gesellschaftlich als unmittelbar akzeptabel gelten. Weiskopf-Joelson nennt drei Arten von Werten, deren Verwirklichung allgemein als "sinnvoll" akzeptiert werden kann. Es ist dies der Bereich des Schöpferisch - produktiven - solche Werte werden realisiert durch das Herausstellen von geschaffenen Produkten; der Bereich der Erlebniswelt - solche Werte werden realisiert durch Erlebnisse wie Liebe, Freundschaft, Genuß von Kunst, Natur, Tanz usw., und der Bereich der Einstellungswerte, die realisiert werden durch mutiges Auf-sich-nehmen von Leid (vgl. WEISSKOPF-JOELSON 1969, S. 323 f).

1) Vgl. hierzu auch CREMER-SCHÄFER 1976, S. 303 f.

Darstellungen von entsprechenden Handlungen werden allgemein als akzeptabel angesehen, wenn die dahinterstehenden Ziele als sinnvoll anerkannt werden (vgl. BÜHLER 1969). Die dargestellten Ziele können ihrerseits sowohl von den Inhalten wie auch von ihrer Struktur und von der Bedeutung für die Biografie her unterschiedlich sein. Erzählungen, in denen der Versuch gemacht wird, beim Ziel Übereinstimmung zu erreichen, können dabei folgende Ziele in den Vordergrund stellen:

- L e b e n s z i e l e im Bereich des Schöpferisch-produktiven können einer "innengeleiteten Lebensweise" (RIESMANN 1958) entspringen und daher über relativ breite Spannen des Lebens - wenn nicht gar das ganze Leben lang - Gültigkeit behalten. Sie können auch mit Einstellungswerten einhergehen.
- H a n d l u n g s z i e l e im Bereich des Schöpferisch-produktiven können einer "außengeleiteten Lebensweise" (RIESMANN 1958) entspringen und sind daher von den wechselnden äußeren Lebensumwelten abhängig.
- B e z i e h u n g s z i e l e richten sich auf eine dauerhafte erlebnisgerichtete Beziehung zu Menschen, Kunst, Natur.
- E r l e b n i s z i e l e sind solche, die sich auf das Erlebnis immer wiederkehrender Höhepunkte richten, wie den Jahresurlaub, Gehaltserhöhungen, "Saturday-Night-Fever", das Ausstechen von Konkurrenten u.a.m..

Man muß jedoch zugeben, daß das menschliche Leben nicht immer so dramatisch verläuft und daß jeder Mensch sehr viel Zeit seines Lebens damit verbringt, "nichts Besonderes" zu tun. In biografischen Darstellungen wird dafür verständlicherweise wenig Raum reserviert. Dennoch gibt es immer wieder Passagen, in denen für die "menschlichen Schwächen" Verständnis gesucht wird, für Handlungen nämlich, die keinen - hehren oder irdenen - Zielen dienen und die andererseits aber auch nicht wirklich diskreditierend sind, weil sie als normal gelten.

Solche Darstellungen beziehen sich etwa auf:

- N i c h t h a n d e l n , obwohl es "Träume" von einer möglichen, angenehmen Zukunft gibt. Stattdessen wartet der Aktant auf glückliche Zufälle oder auf Wunder, die alles zum Besseren lenken sollen.
- A u f g a b e e i n e s Z i e l s , das sich im bisherigen Leben als nicht erreichbar erwiesen hat und, obwohl es immer noch einen Reiz hat, ins Reich der Utopie verwiesen wird. Stattdessen greift Resignation Platz.
- M i t m a c h e n , d.h. handeln, so wie es alle anderen tun, oder so, wie es üblich ist oder wie es von einem erwartet wird, ohne daß man damit ausdrücklich die Verfolgung von Zielen intendiert.

Wir haben damit drei Arten von Strukturelementen erfaßt, die in biografischen Erzählungen auftauchen und deren interaktionsmäßige Bedeutung darin liegt, daß eine Übereinstimmung erzielt wird zwischen Erzähler und Zuhörer, daß die Geschichte sinnvoll ist, daß sie auf Vorstellungen, Erwartungen und Werte aufbaut, die sozial geteilt werden und daß das dargestellte Handeln zumindest der Intention nach als sozial akzeptabel gelten kann.

1.4.2. Prozeßstrukturen berufsbiografischer Erzählungen

Wir haben im vorigen Abschnitt Strukturen betrachtet, mit denen Erzähler Zuhörern ihre Beziehung zu ihrer Geschichte und auch ihr eigenes Handeln in der Vergangenheit als sinnvoll darstellen wollen. Sie geben eine für Außenstehende möglichst verstehbare und akzeptable Darstellung

einer biografischen Entwicklung. Im folgenden wollen wir die Prozeßstrukturen von Berufsbiografien näher untersuchen und sehen, wie die Sinnstrukturen der biografischen Erzählung in die Darstellung der biografischen Entwicklung eingebettet werden. Wir wollen drei Typen berufsbiografischer Verläufe unterscheiden, die wir als Karriere, Laufbahn und als Verlaufskurve (SCHÜTZE) bezeichnen wollen. Der Berufsverlauf findet dabei innerhalb eines vorgefundenen "Berufssystems" statt, in dem relativ feste Muster des Berufsverlaufs¹⁾ - also Abfolgen von erreichbaren beruflichen Positionen - bestehen, die normativ geregelt sind. Es bestehen jedoch Handlungsspielräume²⁾ sowohl in der Art und Weise der Ausfüllung einzelner Positionen als auch in der Einhaltung der Abfolgemuster eingenommener Positionen. Diese Positionen stellen - entsprechend dem Abfolgemuster des Positionswechsels, das wir B e r u f s v e r l a u f s m u s t e r nennen - Optionen auf zukünftige Positionen dar: Gewisse Optionen sind für den Inhaber einer Position - im statistischen Durchschnitt - weniger wahrscheinlich als andere. Welche Optionen wahrscheinlich sind, hängt sowohl von rechtlichen oder rechtsähnlichen Regelungen als auch von der Situation auf dem Arbeitsmarkt sowie von kulturellen Mustern ab. Vor einigen Jahren war es kaum vorstellbar, daß ein frischgebackener Diplom-Ingenieur im Anschluß an sein Studium eine Lehre als Schlosser oder Ofensetzer beginnt; heute ist es immer noch nicht sehr wahrscheinlich, aber solche Fälle existieren, und möglicherweise nehmen sie in der Zahl zu. Die normative Regelung, daß auf ein Studium der Ingenieurwissenschaft auch eine Ingenieurtätigkeit zu folgen hat, verliert u. U. an Durchschlagswirkung, dennoch ist es im Rahmen alltäglicher Erfahrung immer noch ungewöhnlich und erklärungsbedürftig, wenn jemand sich diesen Normen entzieht.

-
- 1) Bei Kohli heißen solche Muster "objektive Laufbahnen" (KOHLI 1973, S. 53 ff).
 - 2) Vgl. dazu: FALTIN und HERZ (1974) sowie als Kritik zu diesem Konzept EKARDT 1978.

Wir wollen Berufsverlaufsmuster hier so betrachten, wie dies die Akteure in ihrem Berufsalltag vermutlich auch tun, nämlich - um es in einem Bild zu sagen - als ein großes Schienennetz, das aus sehr vielen Teilstrecken besteht, die sich entweder kreuzen, als "tote Geleise" an einem Prellbock enden oder kreuzungsfrei geradewegs in bekanntes oder unbekanntes Land führen.

Die empirisch vorfindlichen Berufsverlaufsmuster ergeben sich aus dem realen Handeln von Individuen, das seinerseits durch die objektiven Chancen (Arbeitsmarktbedingungen, Zulassungsvoraussetzungen etc.) und die normativen Zwänge (kulturelle und professionelle Normen) begrenzt ist. Das bedeutet nun nicht, daß alle Berufsverläufe von Individuen, die in der gleichen Position beginnen, gleichermaßen strukturiert sind - das würde das Ende jeglichen "Spielraum des Verhaltens" (WALDENFELS 1980), d.h. jeglicher Subjektivität beinhalten. Diese Spielräume des Verhaltens bestehen vielmehr in der jeweils möglichen Verarbeitung einer gegebenen sozialen Struktur. Wenn ein Subjekt die Strukturen, die durch Berufsverlaufsmuster oder, genauer, durch die diesen Mustern zugrundeliegenden normativen Regeln und objektiven Zwänge gegeben sind, "verletzt" und sich strukturinkonform verhält, so ist dies nicht unbedingt als Abweichung von der Regel aufzufassen. Vielmehr wird im Falle von Handlungen, die wir oberflächlich als eine Mißachtung einer bestehenden Struktur betrachten, gerade diese Struktur in besonderer Weise verarbeitet. Der "Blitzkarrierist", der scheinbar ein Berufsverlaufsmuster verletzt, weist zwar eine - im statistischen Sinn - vom Mittel abweichende Abfolge von Positionen auf, die Struktur kann aber dennoch bestätigt werden durch legitimatorische Handlungen, mit denen andere und er selbst diesen Aufstieg als "strukturkonform" bestätigen, etwa durch die Betonung der Außergewöhnlichkeit der Begabung des Betreffenden oder durch Hinweise auf die besonderen Bedingungen der Situation, die einen solchen Aufstieg rechtfertigen.

Berufsverlaufsmuster sind allerdings nicht so durchschlagend, daß vollständige Berufsverläufe durch sie geregelt würden. Oft sind die ihnen zugrundeliegenden normativen Regeln nur auf gewisse Teilstrecken begrenzt und gelten nicht für mögliche Übergänge an "Kreuzungen". Sie können im Gegensatz stehen zu oder unzureichend sein gegenüber den objektiven Chancen des Arbeitsmarkts, rechtlichen Beschränkungen, dem Rekrutierungsverhalten von Beschäftigern, Zulassungsbedingungen usw.. Der eigenständige Berufsverlauf eines Individuums "ergibt sich aus der Möglichkeit oder Notwendigkeit eines Entscheids angesichts diskrepanter Laufbahnmuster, die sich gegenseitig ausschließen, oder angesichts von Alternativen, die nicht klar erkenntlich normiert sind" (KOHLI 1973, S. 54).

Der Umgang mit den "Wahlentscheidungen", die im Berufsverlauf gefällt werden - und sei es durch Verzicht auf eine intentionale Wahl -, ist für uns das entscheidende Kriterium für die Bildung von Typen berufsbiografischer Verläufe.

Ein Berufsverlauf, den wir als "K a r r i e r e" bezeichnen, ist dadurch charakterisiert, daß das betreffende Individuum als Akteur - als Subjekt seines Handelns - intendiert Wahlentscheidungen trifft und darüber hinaus Situationen herbeiführt, in denen es seinen Zielen entsprechende Wahlentscheidungen treffen kann.

Ein Berufsverlauf, den wir als "L a u f b a h n" ¹⁾ bezeichnen, folgt einem vorgegebenen institutionalisierten Muster, das kaum Wahlmöglichkeiten eröffnet oder zumindest nicht zu einem Wahlentscheid zwingt. Das Individuum wird so zum Vollstrecker normativer Erwartungen, die es - ohne ihnen den Stempel des eigenen Lebens aufzudrücken - zu

1) Bei SCHÜTZE (1980) heißt eine vergleichbare Kategorie "Institutionelles Ablaufmuster des Lebenslaufs".

erfüllen sucht. Die eigene biografische Zielsetzung reduziert sich auf die vorgegebenen institutionellen Muster und geht in ihnen auf. Das eigene Leben wird nach dem Ebenbild des beruflichen - gegebenenfalls professionellen - Musters gestaltet, ohne reflexiv auf dieses Muster zurückzuwirken.

Ein Berufsverlauf, den wir in Anlehnung an Schütze (1980) Verlaufskurve nennen, zeichnet sich durch das Vorherrschen von Erleidensprozessen aus, die Gewalt über das Individuum bekommen, ihm Wahlmöglichkeiten nehmen und ihm einen vorgegebenen Weg aufzwingen, gegen den das Individuum sich - vergeblich - zu wehren versucht.

1.4.2.1. Die Erzählung einer Karriere

Karrieren sind - in unserer Terminologie - Berufsverläufe, die durch intentionales Eingreifen des Individuums gestaltet wurden. Solche Initiativen nennt Schütze (1980) "biografische Handlungsschemata". Sie werden vom Akteur entworfen, angekündigt, durchgeführt und - häufig - evaluiert. Schütze unterscheidet vier Grundformen biografischer Handlungsschemata: "biografische Entwürfe, biografische Initiativen zur Änderung der Lebenssituation, episodale Handlungsschemata des Erlebens von Neuem mit nachträglicher biografischer Relevanz, situative Bearbeitungs- und Kontrollschemata von biografischer Relevanz. (...) Biografische Handlungsschemata sind im Bereich des Lebenslaufs das, was man - schlagwortartig - als das intentionale Prinzip der Biografie bezeichnen könnte" (SCHÜTZE 1980, Anhang S. 5).

Wir wollen die vier Grundformen biografischer Handlungsschemata, die für die Analysen der Karrieregestaltung von Bedeutung sind, hier noch etwas erläutern.

Als erste Grundform biografischer Handlungsschemata sind biografische Entwürfe anzusehen. Sie sind sozusagen die Prototypen eines biografischen Handlungsschemas - gekennzeichnet durch die Geradlinigkeit ihres Planungs- und Realisierungsverlaufs. Sie sind "nach dem klassischen Modell intentionalen Handelns gebaut: Formulierung des Ziels, Abwägen der Mittel, Entscheidung für einen Realisierungsweg, Durchführung des Handlungsschemas" (SCHÜTZE 1980, Anhang S. 5); und es wäre anzufügen: Evaluation des Erreichten, Reformulierung des Ziels, erneutes Abwägen der Mittel, neuerliche Entscheidung für einen Realisierungsweg usw.. Biografische Entwürfe setzen das Vorhandensein von Lebenszielen voraus. Wie wir gesehen haben, können diese Ziele lang- oder kurzfristig sein, sie können außen- oder innengeleitet sein, und sie können im Laufe des Lebens sich verändern. So fand z.B. Bühler (1933)¹⁾, daß in der Lebensmitte ein Wechsel der Lebensziele stattfindet: Sie sind weniger von subjektiven Bedürfnissen bestimmt, sondern mehr von objektiven Erfordernissen. Die Lebensziele, die biografischen Entwürfen vorgeordnet sind, können dabei mit den ausgewählten Mitteln in flexiblen oder starren Verhältnissen stehen. Bei einem flexiblen Verhältnis sind die Lebensziele vergleichsweise "abstrakt", so daß eine Variation der Mittel, die für das Ziel als funktional gelten, überhaupt erst ermöglicht wird. Bei einem starren Verhältnis von Ziel und Mittel erscheinen die Mittel als identisch mit dem Ziel. Kommt eine Evaluation des Erreichten zu einem negativen Ergebnis, dann kann die Problemlösung nur in der Aufgabe des Ziels bestehen, wenn man nicht in permanente Wiederholung verfallen will.

Die zweite Grundform biografischer Handlungsschemata nennt Schütze biografische Initiativen zur Änderung der Lebenssituation. Diese "erfolgen in Situationen, in denen der Betroffene die Selbsteinschätzung gewinnt,

1) In der zweiten Auflage (BÜHLER 1959) findet sich die Darstellung in dieser Form nicht mehr.

sich allmählich zu tief in eine bestehende, nicht ausreichend attraktive Lebenssituation verstrickt zu haben, (...) (und daß) seine Lebenszeit und seine (...) Ressourcen verrönnen, ohne daß etwas Wesentliches geschehe" (SCHÜTZE 1980, S. 9 f). Es erfolgt eine Wiedererinnerung von Lebenszielen, die verschüttet, vergessen, zurückgedrängt waren, oder die als Träume überwintert haben und deren Erfüllung der Betroffene sich durch ein Wunder oder einen Glücksfall erhoffte.

Eine solche Wiederaufnahme von schlummernden Lebenszielen kann erfolgen aus "inneren" Gründen - etwa wenn die Zeit reif ist und man genug gehofft hat - oder durch "äußere" Anlässe - etwa ein Vorbild, ein Gespräch, das einem zeigt, wie weit man gesunken ist, oder weil man eine Chance sieht, die vorher nicht da war; es werden neue Lebensziele aufgebaut und Planungen durchgeführt, um den in dieser Hinsicht durch Routine erreichten toten Punkt zu überwinden und eine neue Phase im Leben zu beginnen. Es gibt dann ein "früher" und eine "neue Zeit", in der es "so wie jetzt" ist. Als Beispiel gibt Schütze (1980) die Initiative der Auswanderung an, ein anderes Beispiel wäre die bei Heinze, Klusemann und Soeffner (1980) dargestellte Bildungsgeschichte der Fernstudentin, die als Hausfrau in mittleren Jahren ein Fernstudium aufnimmt. Immer sind solche biografischen Initiativen mit einem großen persönlichen Kraftakt verbunden, da es gilt, eine eingefahrene Routine zu verlassen und noch nicht Dagewesenes, Neues zu etablieren.

Als dritte Grundform biografischer Handlungsschemata bezeichnet Schütze episodale Handlungsschemata des Erlebens von Neuem mit nachträglicher biografischer Relevanz. Damit meint er Aktivitäten, die "der vagen, unspezifischen Absicht dienen, etwas Neues erleben zu wollen, obwohl zu Beginn nicht klar ist, ob das Erleben von Neuem biografische Relevanz haben wird oder nicht (SCHÜTZE 1980, S. 11).

Solche Aktivitäten können Episoden am Rande bleiben, sie können aber auch den Akteur nachhaltig beeinflussen, so daß er aufgrund eines solchen Erlebnisses sein tägliches Handeln neu interpretiert, ihm einen anderen Sinn gibt und er seine Handlungsweise ändert, wodurch diese biografische Konsequenz erlangt. Schützes Beispiel eines Menschen, der zunächst nur eine Weltreise plant, um für begrenzte Zeit etwas zu erleben, und sich aufgrund seiner Erfahrungen auf dieser Reise zur Auswanderung entschließt, zeigt ein episodales Handlungsschema, das in einer "Pause", einer "Aus-Zeit" des normalen biografischen Verlaufs liegt. Solche "Episoden" können jedoch oft parallel zur "normalen" Biografie auftreten, etwa wenn in der Industrie tätige Ingenieure zunächst ohne erklärte weitere Absichten einen Lehrauftrag an einer Hochschule übernehmen und später diese Tätigkeit so schätzen, daß sie sich auf eine Hochschullehrerstelle bewerben. Was zunächst biografisch indifferent schien, bekam später biografische Bedeutung. Das Besondere an episodalen Handlungsschemata ist, daß das "Neue", die Erfahrung, die zu einer Neuinterpretation des eigenen Lebens führt, dann gelernt wird, wenn man erklärtermaßen etwas biografisch Bedeutungsloses tut. Vielleicht kann man sich deshalb überhaupt nur darauf einlassen.

Als vierte Grundform biografischer Handlungsschemata bezeichnet Schütze s i t u a t i v e B e a r b e i t u n g s - u n d K o n - t r o l l s c h e m a t a v o n b i o g r a f i s c h e r R e l e v a n z. Damit sind außergewöhnliche Aktivitäten gemeint, die ein Handelnder zu ergreifen sich gezwungen sieht, weil er "in einer auf Problembewältigung drängenden sozialen Situation steht, die er mit den selbstverständlich vorhandenen Routinemitteln nicht mehr bewältigen kann. Die Situation ist für den Handelnden so problematisch, daß jedes weitere Abwarten den Verzicht auf eigene Handlungsautonomie (...) mit sich bringt" (SCHÜTZE 1980, S. 13).

Im Unterschied zu "biografischen Initiativen zur Änderung der Lebenssituation" haben wir es hier mit einem Handlungsschema zu tun, das dem Handelnden von außen aufgezwungen wird. Würde er hier nicht

handeln, dann würde die Situation unerträglich: Im schlimmsten Fall würde die materielle Lebensgrundlage verloren gehen, das Selbstbild und das Bild, das andere von der betreffenden Person haben, würde zerbrechen, Lebensziele würden aufgrund veränderter Umstände in weite Ferne rücken oder unerreichbar werden. Im Handlungsschema der biografischen Initiative haben wir es dagegen mit einer äußerlich gleichbleibenden Situation zu tun, in der aber die betreffende Person beginnt, ihre Vergangenheit, Gegenwart und mögliche Zukunft anders zu interpretieren oder sich erstmalig darüber Gedanken zu machen.¹⁾

Die hier aufgezeigten Arten von Handlungsschemata sind die Grundlage von Berufsverläufen, die wir als Karrieren bezeichnen. Die individuellen Karrieren als ganze betrachtet, können unterschiedliche Verlaufsformen aufweisen, die wir d r e i V e r l a u f s t y p e n zuordnen wollen: Dem Typ des "planmäßigen Aufstiegs", der "vorläufigen Disposition" und der "seriellen Organisation". Alle drei Typen können in Erzählungen beruflicher Biografien als Verlaufsstrukturen des Berufsverlaufs auftreten.

Eine Karriere, die nach dem Muster des p l a n m ä ß i g e n A u f s t i e g s organisiert ist, folgt einem fest definierten Berufsziel, das den Charakter eines Lebensziels hat, da es während sehr langer Zeiträume des Lebensverlaufs zum unhinterfragten "Plansoll" wird.

1) SCHÜTZE, von dem wir das Konzept der biografischen Handlungsschemata übernommen haben, führt noch eine weitere Grundform ein (Handlungsschemata markierter biografischer Irrelevanz), die u.E. jedoch bereits in den "episodalen Handlungsschemata" enthalten ist. Ob ein Handlungsschema episodisch, d.h. nicht von markierter Relevanz ist, also nach beiden Seiten offen, oder ob ein Handlungsschema von markierter Irrelevanz ist, in beiden Fällen ist der Charakter des Unbedeutenden gegeben, der die Möglichkeit zu experimentieren erst ermöglicht. Die deutliche Markierung der Irrelevanz kann gegenüber dem neutralen Offenhalten von Relevanz sogar eine etwas künstliche Betonung des unverbindlichen Charakters einer Handlung sein, die die soziale oder innerpsychische Funktion hat, den potentiellen Ernst der Situation zu verschleiern.

Diesem Berufsziel sind die Wege, die dorthin führen, nachgeordnet. Sie werden nach ihrer Funktionalität für das Berufsziel ausgewählt. Das Berufsziel selbst kann in verschiedenen Ebenen angesiedelt sein:

- in einer Stausebene ("Ich will das Doppelte vom Durchschnittsverdienst erreichen"),
- in der Ebene des Arbeitsgegenstandes ("Lastwagen haben mich schon als Kind fasziniert"),
- in der Ebene der Steuerung der Arbeitstätigkeit ("Ich wollte schon immer unabhängig sein"),
- in der Ebene der sozialen Beziehungen ("Ich wollte schon immer mit interessanten Leuten zu tun haben").

Entscheidungen auf den verschiedenen Stationen einer Berufskarriere, wie Berufswahl, Auswahl von Ausbildungsstätten, Auswahl von Betrieben und eventueller Wechsel, sind dem Berufsziel untergeordnet und werden nach ihrem Nützlichkeitsgrad in bezug auf die Erreichung des Berufsziels entschieden. Wir haben es hier mit einem Modell rationalen Handelns zu tun, in dem Fragen des Identitätswandels keine Rolle spielen. Der Akteur sieht sich selbst als ein noch unvollkommenes Abbild der Zielprojektion, sozusagen als Mängelwesen, und setzt sein Streben daran, dem Bild von seinem potentiellen Selbst zu entsprechen.

In der biografischen Erzählung erscheint der Berufsverlauf entsprechend in einer thematisch einheitlichen Darstellung, die konsequent auf den Fluchtpunkt des Plansolls zustrebt. Der Akteur selbst gilt als Motor der gesamten Bewegung: Er hat den Fluchtpunkt, das Ziel selbst gesetzt und versucht, sich diesem Ziel durch intentionales Handeln näherzubringen. Was wir als Fluchtpunkt des planmäßigen Aufstiegs bezeichnet haben, ist im biografischen Verlauf der Endpunkt einer durch eigene Entscheidungen und Handlungen initiierten Ereigniskette. Eine weitere Besonderheit des planmäßigen Aufstiegs liegt in der Nichtübereinstimmung des Selbstbildes der Person mit ihrem aktuellen sozialen Zustand. Beim

planmäßigen Aufstieg geht das Selbstbild dem aktuellen Zustand voraus. Hier können sich Orientierungsprobleme ergeben, wenn der Akteur seinen erträumten zukünftigen Zustand bereits als aktuellen erlebt, d.h. wenn er schon der zu sein meint, der er erst noch werden will. Die Darstellung eines solchen Strukturprinzips einer Karriere erfolgt in der Erzählung häufig durch verdeutlichende Hinweise an den Zuhörer, der an die Funktionalität des Handelns erinnert werden soll. Zwei Darstellungsformen tauchen dabei häufig auf:

- Bei der Erzählung neuer Episoden im Ereignisverlauf wird das eigene Handeln durch legitimatorische Einschübe vorab begründet ("Weil ich aber immer das Ziel vor Augen hatte, in den Verkauf überzuwechseln, habe ich dann ...");
- bei der Beendigung erzählter Episoden wird vor der Rückkehr in die Ereigniskette dem Zuhörer eine Interpretationshilfe gegeben, damit er den zielfunktionalen Charakter der dargestellten eigenen Handlung nicht übersieht ("Auch hier sehen Sie wieder, daß ich schon damals danach strebte ...").

Der zweite Verlaufstyp einer Karriere ist der Typ der v o r l ä u - f i g e n D i s p o s i t i o n. Er ist dadurch charakterisiert, daß der Akteur von einem bestimmten Zustand aus eine Teilstrecke seiner Karriere auf ein vorläufiges Ziel hin plant, um dann nach Erreichen der Teilstrecke zu prüfen, wie sich sein sozialer Zustand verändert hat, "wohin er gekommen ist", wie sich sein innerer Zustand verändert hat, "wer er jetzt ist" und welche Beziehung er zu seinem Tun und seiner Position hat, "wie er das findet". Die Überprüfung der Zustandsveränderung kann zu der Erkenntnis führen, daß er "ein anderer" geworden ist, oder, um es mit Strauss (1968) zu sagen, daß er einen W e n d e - p u n k t überschritten hat. Das Erreichen des Wendepunktes kann dazu führen, daß sich Zielperspektiven ändern, und daß daher auch alte Geleise verlassen und neue Wege eingeschlagen werden. Der Berufsverlauf hat, wenn wir dem Verlaufstyp der vorläufigen Disposition folgen, immer einen "unabgeschlossenen, tentativen, explorativen, hypo-

thetischen, problematischen, abschweifenden und immer nur teilweise einheitlichen Charakter" (STRAUSS 1968, S. 97).

Es gibt hier Richtungswechsel, nicht nur Geradlinigkeit, Überraschungen, nicht nur Zwangsläufigkeit, und Wenden, nicht nur Fortschreibung des Bisherigen. Wendepunkte können nach Strauss auf verschiedene Weisen herbeigeführt werden, nämlich:

- durch die Ankündigung oder Proklamation einer Selbstveränderung, die einen zwingt, die angekündigte Position auch zu vertreten (z.B. Beförderung),
- durch Konfrontation mit einer Herausforderung, die von anderen oder selbst auferlegt wurde,
- durch die Bewältigung einer außergewöhnlichen wichtigen Rolle,
- durch die Feststellung, daß man sich so verfangen hat, daß man nicht mehr aussteigen kann,
- durch das Übertreffen des bisherigen Vorbildes mit einer besonderen Leistung,
- durch die Feststellung, daß man in ein Ziel schon zu viel investiert hat, um es zu wechseln,
- durch Verrat von jenen, mit denen man sich identifiziert hat,
- durch die Erkenntnis, getäuscht worden zu sein (nicht nur von Personen, auch von Ereignissen) (vgl. STRAUSS 1968, S. 99 ff).

Wendepunkte sind "Punkte einer Entwicklung (...), die ein Individuum zu Bestandsaufnahme, Revision, Neubewertung, Neuverstehen und Neubeurteilung zwingen" (STRAUSS 1968, S. 107). Sie sind Stationen transformierender Erfahrungen. "Obwohl die Bestandsaufnahme im einzelnen Individuum stattfindet, handelt es sich (...) um einen zugleich sozialisierten und sozialisierenden Prozeß" (STRAUSS 1968, S. 107).

Im Berufsverlauf sind solche Wendepunkte strukturell verankert: Der Abschluß des Studiums etwa führt zu einer geregelten Statuspassage, die mit einer öffentlich angekündigten Selbstveränderung zusammenfällt: Das Zertifikat beweist, daß ich Ingenieur b i n ; andere im Beruf angelegte Statuspassagen können erfolgen, etwa wenn besondere Leistungen von mir erbracht werden, wenn ich vorübergehend andere Rollen zu übernehmen habe usw.. Statuspassagen können jedoch nicht nur auf dem Wege nach oben auftreten. Als aussichtsreich angenommene Laufbahnen können etwa in eine Sackgasse führen, weil es nach einer gewissen Zeit daraus keine Entwicklungsmöglichkeit mehr gibt, oder weil man Qualifikationen verliert, die man für einen Wechsel aus der Situation, für das Aussteigen aus einer Verstrickung braucht. Karrieren, für die hohe Qualifikationen gefordert werden, bedingen einen langen aufwendigen Bildungsgang, eine Bildungsinvestition, die dazu verleitet, auch dann die Zinsen zu ernten, wenn man mit der Berufsausübung wenig eigene positive Ziele verknüpft und man sie einfach deshalb akzeptiert, damit die Bildungsinvestition nicht vergebens war.

Der dritte Verlaufstyp von Karrieren wurde von uns als der Typ der seriellen Organisation bezeichnet. Er zeichnet sich dadurch aus, daß in Karrieren, die diesem Verlaufstyp entsprechen, kein Wandel der Selbstidentität des Akteurs stattfindet, auch wenn dieser in verschiedene Positionierungen gerät. Bei der seriellen Karriereorganisation sind die einzelnen Stationen zwar in einer historisch bedingten Chronologie absolviert worden, jedoch geht diese Chronologie nicht Hand in Hand mit einer Veränderung der Person. Wenn man die Selbstidentität der Person als Bezugspunkt annimmt, dann könnte die Erzählung der eigenen Berufsbiografie ohne Probleme auch in einer anderen Sequentialisierung erfolgen. Zwei Typen der Organisation solcher seriellen Sequenzen lassen sich unterscheiden:

- Der erste Typ besteht in der permanenten Wiederholung einer Handlungsfigur in verschiedenen Kontexten unter verschiedenen Bedingungen. Das bedeutet, daß der Akteur eine gegenüber der Realität voll

"durchschlagende" Relevanzstruktur hat, die die Interpretation von Situationen so dominiert, daß stets dieselbe fixierte "soziale Konstellation" (LEITHÄUSER und VOLMERG 1977, S. 51) als Essenz der Situation herauskristallisiert wird. Ein Beispiel für eine solche soziale Konstellation kann sein, daß ein Berufstätiger jede Situation nur als eine Chance zum Zweikampf mit seinem Vorgesetzten interpretiert. Der serielle Charakter dieses Handlungstyps zeigt sich daran, daß etwa ein "Sieg" in diesem Zweikampf nicht zu einer Veränderung der Selbstidentität führt, sondern stattdessen am nächsten Morgen derselbe Kampf aufgenommen wird, als wäre nichts gewesen. Eine neue Runde im alten Spiel beginnt und führt nur zum Ausgangspunkt zurück, um dann wieder neu zu beginnen.

- Der zweite Typ ist durch Gleichgültigkeit dem Ereignisverlauf gegenüber geprägt; unabhängig von den "objektiven" Bedeutungen von Situationen werden sämtliche Ereignisse, Abläufe als gleich wichtig bzw. gleich unwichtig dargestellt, da sie in bezug auf die gesamte Biografie keine Bedeutung haben. Einzelne Episoden des Lebens werden als in sich sinnvoll, bedeutungsvoll angesehen, ihr Zusammenhang zu einer Gesamtbioografie wird jedoch nicht thematisiert, vielleicht nicht einmal wahrgenommen.

Entsprechend sind die Erzählungen von beruflichen Lebensgeschichten des Verlaufstyps der seriellen Organisation von einer Beliebigkeit in der Ereignisfolge gekennzeichnet. Gerade wie es das Thema, das häufig genug wechselt, erfordert, werden Sprünge in der biografischen Chronologie von einer Episode zur anderen gemacht, um dieses Thema zu behandeln. Bei einer leichten Akzentverschiebung des Themas bereits werden ebenso beispielartig und stichprobenhaft andere Episoden herangezogen, die in der Ereignisverkettung weder kausal noch final verknüpft sind, sondern aufgrund ihres lockeren Themenbezugs in wahlloser Reihenfolge als Belege angeführt werden. Die Verbindung zwischen den einzelnen Erzählepisoden wird hergestellt durch eine Analog-Konjunktion: "oder

ein anderer Fall: ...", "dasselbe passierte auch in ...". Es werden Variationen eines Themas vorgeführt, wobei Erzählungen des zweiten Typs oft mit besonderer narrativer Kompetenz und theatralischen Gesten dargestellt werden und daher für den Zuhörer sehr amüsant sind, während Darstellungen, die dem ersten Typ angehören, eher monoton sind, häufig das Erzählschema verlassen und in Beschreibung verfallen, die statische Strukturen und nicht den Ablauf einmaliger Ereignisfolgen darstellen. ¹⁾

1.4.2.2. Die Erzählung einer Laufbahn

Die Erzählung einer Laufbahn ist mühsam - denn es gibt wenig zu erzählen, dagegen viel zu beschreiben. Berufsverlaufsmuster, die den Charakter einer Laufbahn haben, zeichnen sich dadurch aus, daß die zeitliche und positionelle Abfolge des Berufsverlaufs durch institutionelle Muster weitgehend festgelegt ist. Normative Erwartungen regeln - sowohl auf seiten des Aktanten als auch seiner Interaktionspartner - welche routinisierten Arbeitsvollzüge zu bewältigen sind und in welchen Phasen des Berufsverlaufs diese Erwartungen abgelöst werden durch andere, d.h., wann ein Positionswechsel erfolgt. Wir haben es also hier mit einem - idealtypisch zu sehenden - Berufsverlaufsmuster zu tun, in dem der Aktant von den Bewegungen des Arbeitsmarktes abgeschottet ist.

Eine solche Ausnahme vom Arbeitsmarkt ist - objektiv - nicht einmal im Status eines Lebenszeitbeamten vorhanden. Dieser schützt zwar vor der Gefahr, vom Beschäftiger in den (betriebs-) externen Arbeitsmarkt zurückgestoßen zu werden. Dennoch ist zu berücksichtigen, daß selbst

1) Vgl. zur Unterscheidung von Erzählung und Beschreibung KALLMEYER und SCHÜTZE 1977.

in Beamten-Organisationen ein interner Arbeitsmarkt existiert, der zwar im allgemeinen auch vor Herabstufung schützt, der aber dennoch eine - wenn auch sehr unvollkommene - Offenheit nach oben gewährt: Immer existiert prinzipiell für das einzelne Mitglied eines solchen Systems die Möglichkeit der Positionsveränderung, sei es durch "normalen" Aufstieg in einer Behörde, durch Wechsel von einer Behörde zur anderen oder durch Weiterbildung, die Chancen für neue Dienstrechtsstufen eröffnet. Schließlich besteht auch prinzipiell die Möglichkeit, in der Privatwirtschaft eine Stelle anzunehmen oder selbständig zu werden.

Wird also ein Berufsverlauf als Laufbahn dargestellt, so muß neben den objektiven Bedingungen eines solchen Berufsverlaufs, nämlich einem (relativen) Schutz vor Herabstufungen, auch noch eine innere, subjektive Bedingung des Aktanten, nämlich den Möglichkeitsraum als begrenzt anzusehen, möglicherweise begrenzter, als er objektiv ist, erfüllt sein. Da die Absolvierung einer Laufbahn immer eine "Befolgung" von institutionalisierten Erwartungen ist, kann die Darstellung einer Laufbahn auch kaum als die Verkettung überragender Ereignisse in einer handlungsstarken Geschichte erzählt werden. Vielmehr ist eine Beschreibung der institutionalisierten Muster adäquat, da die Subjektivität des Handelnden - idealtypisch - in den institutionalisierten Erwartungen aufgeht. Es ist daher genauso richtig, als "man" wie als "ich" zu sprechen.

Die Erzählung einer ganzen Berufsbiografie als Laufbahn ist daher ein seltener Fall, viel häufiger dagegen werden Abschnitte des Berufsverlaufs, einzelne Episoden als Laufbahn dargestellt, jedoch hauptsächlich, um sie sozusagen als Hintergrund für andere Thematisierungen zu verwenden. Diese anderen Thematisierungen können sein:

- Jemand erzählt, wie ihn Laufbahnregelungen behindert haben, eine Karriere aufzubauen und eigene Ziele zu verfolgen (vgl. SCHÜTZE 1980, Anhang S. 14);
- jemand erzählt, wie er es erlebt hat, auf einer "programmierten" Laufbahn weiterzurollen, wobei in ihm dann der Wunsch nach einem Aussteigen aus der Laufbahn reifte;

- jemand erzählt, wie er durch Laufbahnregeln daran gehindert wurde, eine gewünschte Laufbahn zu ergreifen und daher gezwungen war, eine Alternative zu wählen (vgl. SCHÜTZE 1980, Anhang S. 13):
- jemand erzählt, wie er in den Sog einer Laufbahn geraten ist und keine andere Möglichkeit sah, als sich dieser anzupassen, obwohl seine Ziele ganz anderer Art waren (und vielleicht noch sind).

Die E r z ä h l u n g von Laufbahnen stellt so meist eine Hintergrundinformation dar, auf der die subjektive Geschichte ausgebreitet wird, die mit dieser Laufbahn verwoben ist, aber prinzipiell Konträres - eben Subjektives - darstellt, das im Gegensatz zu den objektiv vorgegebenen, institutionalisierten Mustern steht. Die B e s c h r e i b u n g von Laufbahnen dagegen, in der subjektive und objektive Momente bruchlos ineinanderzugehen scheinen, kommt unserer Erfahrung nach nur in Phasen des Interviews vor, die dann beim Beginn der nächsten Episode aufgelöst werden, indem die Differenz von eigenen Zielen und vorgegebenen Erwartungen zum Thema gemacht wird.

In seinen neueren Arbeiten kritisiert Schütze an den traditionellen Karrierekonzepten der Soziologie, daß "ausschließlich in den Vorstellungsparametern handlungsschematischer Abläufe gedacht worden (ist)" (SCHÜTZE 1979, S. 3). Handlungsschematische Verkettungen existieren zwar in jeder Erzählung, in größeren Erzählungen ist jedoch auch die Verkettung von Ereignissen und Erfahrungen im Rahmen von "V e r - l a u f s k u r v e n" (SCHÜTZE 1979, S. 3) von Bedeutung.

Es gibt in Lebensläufen "Ereignis- und Aktivitätsgrenzen (...), die nicht in Termini sozialen Handelns begriffen werden können. Etwas vereinfacht könnte man diesen anderen Phänomenbereich, der mit dem Paradigma des sozialen Handelns nicht erfaßbar ist, mit dem Konzept des "Erleidens" umschreiben" (SCHÜTZE 1980, S. 23).

Solche Erleidensprozesse, oder genauer "Prozesse konditionaler Gesteuertheit", verlaufen bei Schütze nach einem gewissen sequentiellen Ordnungsprinzip. Er bezeichnet die "Ordnungsstruktur konditioneller Gesteuertheit" in Anlehnung an den von Glaser und Strauss (1971) geprägten Begriff des "trajectory" mit "V e r l a u f s k u r v e" (SCHÜTZE 1980, S. 25). Er beschreibt soziale Verlaufskurven als besonders dichte Verkettung von Ereignissen, bei der sich die Verkettung nicht aus dem intentionalen Handeln eines Akteurs ergibt, sondern einem Subjekt aufgezwungen wurde. Dabei ist ein gewisser Ablauf der Entwicklung zwangsläufig, der zu teilweise erwartbaren Veränderungen des Selbstbildes und der Situationsdefinition der Person führt. Die Entwicklung kann dabei "nach unten" gehen, d.h., die Handlungsmöglichkeiten des Subjekts werden fortlaufend eingeschränkt. In diesem Fall spricht Schütze von einer negativen Verlaufskurve, die er Fallkurve nennt. Wenn die zwangsläufig ablaufende Entwicklung dazu führt, daß das Subjekt nach Ablauf der fremdbestimmten Ereignisse einen größeren Handlungsspielraum vorfindet als früher, so spricht Schütze von einer positiven Verlaufskurve oder Steigkurve (vgl. SCHÜTZE 1980, S. 25).

Die zwangsläufig auftretenden Stationen der beruflichen Entwicklung ("Basisstationen") lassen sich am Beispiel der Fallkurve als allgemeine sequentielle Ordnungsstruktur angeben, die bei Schütze (1980, S. 6 ff) folgendermaßen beschrieben wird:

Zunächst entsteht durch die Handlungen des Subjekts oder durch äußere Gegebenheiten ein V e r l a u f s k u r v e n p o t e n t i a l. Ein h e r a u s g e h o b e n e s E r e i g n i s, das durch Handlungen oder äußere Gegebenheiten zustande kommt, löst die V e r l a u f s k u r v e a l s s o z i a l e n P r o z e ß aus: Der Betroffene gerät in eine andere Position (G r e n z ü b e r s c h r e i t u n g), seine Beziehungen ändern sich, er muß seine Alltagsbewältigung ändern, er hat Schwierigkeiten, sich zu orientieren, da die äußeren Bedingungen von ihm eine "Identität" verlangen, die er (noch) nicht hat, sein Handeln wird relativ, er kann nicht steuern,

sondern versucht nur noch zu bremsen. Er kann durch diese Bemühungen in ein labiles Gleichgewicht kommen, da er alle seine Kräfte und Bemühungen darauf richtet, die kleinen Probleme der Organisation des Alltags zu bewältigen. Da der Prozeß der Fallkurve schleichend vorangeht, gelingt es den eingesetzten Kräften nach einiger Zeit nicht mehr, die Alltagsprobleme zu lösen, ihm bleibt bei seinen Bemühungen, den Alltag in den Griff zu bekommen, keine Kraft mehr, die Diskrepanz zwischen seinem Selbstbild und seiner Lage aufzuarbeiten. Ein weiteres Auslöseereignis kann "das Orientierungs- und Bewältigungssystem des Betroffenen zum "Trudeln" bringen (...). Der Betroffene steht (...) "an der Wand" und erlebt als unbeteiligt-Beteiligter eindeutige, nicht mehr zu beschönigende Vorfälle der moralischen Selbstdegradation" (SCHÜTZE 1979, S. 6; eigene Hervorhebungen, H.H.). Es folgt der endgültige Zusammenbruch der Handlungsorientierung, es kommt zu einer völligen Destabilisierung der Person (vgl. SCHÜTZE 1979, S. 6 ff).

Die Darstellung solcher Verlaufskurven in Erzählungen erscheint nach Schütze in einer geregelten Form:

- Die Darstellung der Verlaufskurve muß aus dem normalen Erzählstrom herausgelöst und eingeleitet werden,
- Verlaufskurven werden dem Zuhörer in ihrem zeitlichen Aspekt angekündigt und in bezug auf die heutige Beziehung, die der Interviewpartner dazu hat,
- es müssen dann die Basisstationen der Verlaufskurve dargestellt werden,
- es muß die jeweilige Wandlung der Selbstidentität nach jeder Basisstation dargestellt und kommentiert werden,
- falls die Verlaufskurve abgeschlossen ist, muß sie insgesamt kommentiert werden,
- falls sie noch nicht abgeschlossen ist, muß der derzeitige Zustand definiert und kommentiert werden,
- danach geht der normale Erzählstrom weiter (vgl. SCHÜTZE 1979, S.15).

1.5. Erkenntismöglichkeiten durch narrative Interviews

Das Arbeitsprodukt eines narrativen Interviews ist zunächst ein auf Video- oder Tonband festgehaltener gesprochener Text, der im günstigsten Falle vollständig transkribiert ist. Er repräsentiert das vergangene historisch unwiederbringlich abgelaufene Interviewgeschehen (vgl. SOEFFNER 1979). Dieser Text stellt für uns das Datenmaterial dar, das nun in vielfältiger Weise analysiert werden kann. Wir haben in Anlehnung an Schütze (1976, S. 178 ff) vier Ebenen der Analyse von Interviewtexten erwähnt:

- (a) die Ebene des inhaltlichen Bildes
- (b) die Ebene der Darbietung des Bildes
- (c) die Ebene des kommunikativen Austauschs
- (d) die Ebene der tatsächlichen Ereignisse.

Die Auswertung berufsbiografisch orientierter Interviews kann sich auf eine Ebene beschränken - etwa die Ebene (a) des inhaltlichen Bildes -, sie kann aber auch mehrere Ebenen umfassen, je nachdem, wie groß der Aufwand sein kann, den man mit der Auswertung treibt. Er wird daher - häufig genug - durch Finanzierungspläne von Forschungsprojekten mitentschieden.

Die Ebene der Analyse der tatsächlichen Ereignisse ist naturgemäß mit größeren Problemen behaftet. Ob die Reihe der dargestellten Ereignisse vollständig ist im Hinblick auf den Berufsverlauf, ist ohnehin eine Frage der gesetzten Relevanzen. Was aber für den Erzähler subjektiv relevant ist und ob er subjektiv relevante Ereignisse hier unterschlagen hat, kann, wenn überhaupt, nur durch langdauernde tiefenpsychologische Untersuchungen erforscht werden. Wir müssen daher zunächst von der Annahme ausgehen, daß der Erzähler zwar subjektiv relevante Ereignisse dargestellt hat, daß es aber offen ist, ob es für ihn noch weitere, hier zurückgehaltene, für den Berufsverlauf relevante Ereignisse gibt.

Die zweite Frage, die sich stellt, ist die Frage, ob die dargestellten Ereignisse relativ wahrheitsgemäß vorgetragen werden. Diese Frage ließe sich leichter beantworten, wenn man eine größere Zahl von Interviewpartnern aus dem gleichen Interaktionsfeld befragen würde, so daß die in den Interviews dargestellten Ereignisse immer wieder die gleichen sind, wenn auch aus verschiedener Perspektive betrachtet.¹⁾ Eine weitere Kontrollmöglichkeit für die "high fidelity" der Wiedergabe von vergangenen Ereignissen ist die intime Kenntnis des Tätigkeitsbereichs des Interviewpartners, so daß der Forscher gewisse Darstellungen mit einer gewissen Sicherheit als "unglaublich" oder "zweifelhaft" identifizieren kann.²⁾

Dagegen gehen wir relativ "vertrauensvoll" mit den erhaltenen Daten über die berufliche Position um, die der Interviewpartner während seines Berufsverlaufs eingenommen hat. Wir übernehmen dabei solche Daten, die "harte Fakten" darstellen, d.h. die prinzipiell durch Dokumente zu belegen sind, und nehmen an, daß sie objektiv zutreffend sind. Wir haben somit Daten über die Entwicklung der beruflichen Positionierung gewonnen und können somit Angaben über die Spannweite möglicher Berufspositionsabfolgen machen.

Die Analyse auf der E b e n e d e s i n h a l t l i c h e n B i l d e s der erzählten Geschichte kann zumindest unter fünf Gesichtspunkten erfolgen:

-
- 1) Dies ist in unserer Untersuchung für einen Teil der Interviewpartner der Fall, die in letzter Berufsposition als Hochschullehrer an verschiedenen Gesamthochschulen tätig waren.
 - 2) Dies war für uns ebenfalls für den Tätigkeitsbereich Gesamthochschule möglich, da wir über mehrjährige Berufserfahrung in einem Ingenieurfachbereich an einer Gesamthochschule verfügen. So trauen wir uns beispielsweise zu, die Äußerung, "heute gibt es im allgemeinen keine Konflikte zwischen universitären Hochschullehrern und ehemaligen Fachhochschullehrern mehr" als unglaublich zu klassifizieren.

- (1) Wir erhalten Daten über die retrospektive Interpretation und Evaluation von zwei Aspekten des Arbeitshandelns: Der Arbeitstätigkeit (Handeln in bezug auf einen Arbeitsgegenstand im Rahmen eines Unternehmens) und der Bewegung auf dem Arbeitsmarkt (Handeln in bezug auf die Einnahme von Positionen am Arbeitsmarkt). Die Arbeitstätigkeit hat ja immer einen Doppelcharakter: Das arbeitende Individuum steht immer mit einem Fuß auf der Seite der Arbeitsverrichtung und mit dem anderen Fuß steht es latent auf dem Arbeitsmarkt. Die Möglichkeiten, sich auf dem Arbeitsmarkt zu bewegen, sind prinzipiell vielfältig, dagegen sind die für ein Individuum "sinnvollen" Wahlmöglichkeiten stark eingeschränkt. In der Erzählung des Interviewpartners wird der Raum der von ihm retrospektiv als sinnvoll angesehenen Alternativen zu den jeweils real eingenommenen Positionen abgesteckt. Dieser Möglichkeitsraum alternativer Arbeitsmarktoptionen kann unterschiedliche Wahlmöglichkeiten im gegenwärtigen Tätigkeitsbereich des Individuum offenhalten, und er kann eine Anzahl neuer Tätigkeitsbereiche enthalten, in die überzuwechseln für das Individuum eine sinnvolle Alternative darstellt.

Die Statuspassage von einer Position in eine andere kann auf verschiedene Weise ausgelöst werden. Der Initiator kann das Individuum selbst oder ein Interaktionspartner sein. Voraussetzung für eine solche Initiative ist, daß dem Positionswechsler gegenüber eine Eignungsvermutung besteht. Im Interviewtext finden wir nun Daten über die Eignungsvermutung, die der Erzähler sich selbst gegenüber hat und über die Einschätzung, die er hinsichtlich Eignungsvermutungen hat, die andere - etwa Vorgesetzte, Kollegen - ihm gegenüber hegen. Solche Einschätzungen von Eignungsvermutungen finden wir etwa immer dann, wenn eine Statuspassage dargestellt wird, weil aufgrund der Normalform der Erzählung für die Darstellung einer Positionsveränderung immer auch eine begründende Erklärung erforderlich ist.

Wir können nun bei einer vergleichenden Analyse unterschiedliche Typen von Eignungsvermutungen bzw. Unterstellungen von Eignungsvermutungen anderer oder deren Fehlen ausmachen. Aufgrund der gefundenen Typisierungen können wir weitere Vergleiche anstellen hinsichtlich der sonstigen Differenzen und Ähnlichkeiten in bezug auf untersuchte Kategorien, die sich innerhalb von Gruppen gleichartiger bzw. zwischen Gruppen mit unterschiedlichen Eignungsvermutungen ergeben.

- (2) Wir erhalten Daten über die Abfolge von Berufspositionen, die der Interviewpartner durchlaufen hat, und können sie unter dem Aspekt der Prozeßstrukturen des Berufsverlaufs betrachten. Durch eine vergleichende Untersuchung von Berufsverläufen, die man "auf den ersten Blick" als sehr unterschiedlich erkennen kann, ist es möglich, Charakteristika von Berufsverläufen auszumachen, die, aller Unterschiedlichkeit der Berufsverläufe zum Trotz, diesen allgemein sind, und solche, die Unterschiede zwischen ihnen ausmachen. Man kann so zum einen Typen von Berufsverläufen ausmachen, wie sie für einzelne berufliche Episoden in Abschnitt 1.4. dargestellt wurden (Karrieren, Laufbahnen und Verlaufskurven), und man kann zum anderen Übergänge von einer solchen Episode zur anderen und deren Bedingung sowie Typen beruflicher Gesamtverläufe ausmachen.
- (3) Wir erhalten Daten über die individuelle Interpretation und Evaluation der erlebten Ereignisse, der Verhältnisse, der Gegebenheiten und der Handlungen der Interaktionspartner sowie der eigenen Handlungen durch den jeweiligen Interviewpartner. Wir können diese Charakterisierungen durch eine vergleichende Analyse näher untersuchen. Es lassen sich zum einen unterschiedliche Einschätzungen relativ "vergleichbarer" Phänomene ausmachen. Durch eine Analyse der maximalen Differenzen kann die Spannweite der sozial möglichen Konstruktionen der Realität angegeben werden. Entsprechend lassen sich relativ ähnliche Einschätzungen von eher unterschiedlichen Phänomenen ausmachen. Hier kann durch eine Analyse minimaler Differenzen hinsichtlich der Interpretation oder Evaluation von unterschiedlichen Phänomenen die Spannweite der relativen Autonomie von Deutungsmustern eruiert werden.

- (4) Wir erhalten Daten über die Entwicklung der Selbstidentität der Betroffenen, die sich auf ihrem Berufsweg verändert haben, sei es im Sinne einer gewandelten sozialen Identität durch veränderte Verhaltenserwartungen nach einer Statuspassage, sei es durch neue berufliche Episoden in derselben Position, die durch veränderte Handlungsgewohnheiten (z.B. durch biografische Initiativen zur Änderung der Lebenssituation) mit einer Wandlung der personalen Identität einhergehen (vgl. dazu KRAPPMANN 1969 und HERMANN 1980).

Eine Analyse der Selbstdarstellungen und Selbsttypisierung in den Daten wird sehr rasch Unterschiede hinsichtlich der Wandlung der Selbstidentität hervorbringen: Es gibt Individuen, die sich nach einem langen Berufsweg immer noch als "die alten" erfahren, die sie einmal waren, andere verändern sich stetig oder sprunghaft, etwa durch auftauchende Krisen, die sie überwinden oder an denen sie scheitern. Durch eine vergleichende Analyse können innerhalb einer Gruppe - die, die sich als relativ unverändert erleben - die Differenzen in den Lebensläufen ausgemacht werden und die Bedingungen, die zu den relativ homogenen Einschätzungen des jeweiligen Identitätswandels (bzw. -nicht-Wandels) führen. Darüber hinaus können auch diejenigen, die sich als verändert erfahren, auf Gemeinsamkeiten und Differenzen in ihrem Lebenslauf hin untersucht werden. Und es können Unterschiede und Gemeinsamkeiten der unterschiedlichen Gruppen ("unveränderte" und "veränderte") aus den Daten gewonnen werden, so daß die Bedingungen des Identitätswandels theoretisch erfaßt werden können.

- (5) Wir können aus dem inhaltlichen Bild, das in der Erzählung dargestellt wird, aber noch weitere interessante Informationen entnehmen. Wir greifen auf Erkenntnisse zurück, die wir im Kapitel 1.3. gewonnen haben. Dort wurde festgestellt, daß die Erzählform, die ein konstitutives Moment des narrativen Interviews ist, einen Doppelcharakter hat. Das Erzählen hat handlungs- als auch beziehungs-schematische Funktionen und Voraussetzungen, aber es kann sich partiell von diesen Funktionen lösen, es

muß einer übergeordneten Dokumentation dienlich sein, und es muß auch einen spielerischen Zug aufweisen, der Geschichten-Erzähler etwa vom Verlesen der Nachrichten unterscheidet. In einer berufsbiografischen Erzählung wird eine Logik des Berufsverlaufs dargestellt, und durch die erzählten Episoden werden Belege für diese Logik geliefert. Sie kann aber nur dann für den Zuhörer verstehbar sein, wenn er die Elemente dieser Logik sozial als sinnvoll akzeptiert. Sinnvoll sind entsprechende Kriterien, und damit eine Berufsweg, wenn die erzählte Ereigniskette auf Strukturen und Prozesse zurückgeführt werden kann, die dem Zuhörer - möglicherweise aus anderen Kontexten - vertraut sind. In den Daten sind nun sowohl die Kriterien als auch die Thesen aufspürbar, durch die der Erzähler glaubt, seinem Berufsweg einen verstehbaren Sinn verleihen zu können. Die Analyse dieser "Logiken" von Berufsverläufen -"warum es so kommen mußte, wie es kam"-, die die Erzähler für sozial akzeptabel halten, führt zur Identifikation unterschiedlicher Typen. Man kann nun die Typen der dargebotenen "Logiken" wieder einer vergleichenden Analyse unterziehen, um die Bedingungen für die "Wahl" der einen oder anderen präsentierten Logik zu eruieren.

Auf der Ebene der Darbietung des Bildes in der berufsbiografischen Erzählung kann die Beziehung des Erzählers zu seiner eignen erzählten Geschichte untersucht werden. Dies kann geschehen durch eine mehr narrations-theoretisch orientierte Analyse, in der der Wandel der Darbietungsform - etwa Wechsel von Ironie zu ernsthafter Darstellung, von Erzählung zu Beschreibung - aufgedeckt und dann mit den inhaltlichen Darstellungen, mit den Logiken der Darstellung und mit den Interaktionsvollzügen in Beziehungen gesetzt wird. Es können durch solche Analysen auf der Darbietungsebene Rückschlüsse auf Verweigerungen und Vermeidungen gezogen werden sowie auf Distanzierung von oder Identifikation mit der Person, die der Erzähler früher war.

Auf der Ebene des kommunikative Austausch kann der Forscher die einzige unmittelbare Erfahrung vom Interviewpartner in Aktion machen. Die Kenntnisse, die der Interviewer bzw. der Forscher über den Berufsverlauf des Interviewpartners gewinnt, sind aus "zweiter Hand", wenn auch aus der Hand eines Experten in eigener Sache. Sie entspringen jedenfalls nicht der unmittelbaren Anschauung des Forschers.

Das Interview ist eine Gelegenheit zur direkten Beobachtung: Der Interviewer erlebt, wie der Interviewpartner diese Situation gestaltet, welche "Arbeitsaufgabe" er für sich aus den Vorgaben des Interviewers ableitet, wie er seine Aufgabe aufbaut, ob seine Darstellung mehr an der handlungsschematischen oder beziehungs-schematischen Funktion orientiert ist, wie er das Vorwissen des Interviewers berücksichtigt, wie er sich auf dessen Beiträge einläßt und wie er insgesamt seinen Teil am Interview gestaltet. Erkenntnisse auf dieser Ebene können mit den Analyseergebnissen der vorigen Ebenen kontrastiert werden, um Widersprüche oder Parallelen in den dargestellten und den berichteten Handlungsmustern aufzudecken.

Darüber hinaus erhalten wir Daten über die Erwartungen, die der Interviewpartner in bezug auf Kenntnisse, Annahmen und Werturteile des Interviewers macht. Diese Erwartungen fließen in den Handlungsstrom ein und sind zum Teil rekonstruierbar: Der Interviewpartner stellt in seiner Erzählung sowohl Sachverhalte dar, die einer Erläuterung bedürfen, als auch solche, die sich von selbst verstehen und die durch Markierer der Selbstverständlichkeit gekennzeichnet sind, sowie solche Sachverhalte, die einer gewissen Legitimierung bedürfen.

Um in einem narrativen Interview Daten zu erhalten, die einer Analyse auf diesen fünf Ebenen zugänglich sind, sind bei der Durchführung des Interviews gewisse Regeln zu beachten. Diese Regeln der Durchführung sollen im folgenden dargestellt werden.

2. Zur Durchführung narrativer Interviews

2.1. Das Ablaufschema des narrativen Interviews

2.1.1. Phase der Anwerbung des Interviewpartners

Folgt man dem interpretativen Paradigma der Soziologie, so gehört zum Verständnis der Interaktion in einem Interview auch die Kenntnis des Kontextes. Der Beginn eines narrativen Interviews ist daher nicht erst bei der ersten Frage des Interviewers anzusiedeln, sondern streng genommen bei der ersten Kontaktaufnahme zwischen dem Interviewer - bzw. einem anderen mit ihm arbeitenden Forscher - und dem potentiellen Interviewpartner.

In der Phase der A n w e r b u n g muß der Forscher das von ihm nach bestimmten Kriterien ausgewählte "Opfer" zur Teilnahme am Interview bewegen. Der Angesprochene seinerseits hat gewisse Gründe, dieses Ansinnen abzulehnen, und er hat Gründe, es anzunehmen. Der Forscher hat nun ein Interesse, daß der Angesprochene zur Teilnahme am Interview bereit ist - dennoch darf er nicht jedes Mittel der Überredung anwenden, da alle Informationen, die der Interviewer gibt, Einfluß haben auf das Interaktionsziel, das der potentielle Interviewpartner mit dem Interview verbindet, und das für sein Handeln in der Interviewsituation von entscheidender Bedeutung ist.

2.1.2. Einstiegsphase

Ist das Gespräch zustande gekommen, dann ist zunächst die Frage der Aufzeichnung des Gesprächs auf Band zu regeln. Der Interviewer ist eine Erklärung schuldig, wofür das gut sei, er muß die Vertraulichkeit der Verwertung der Aufzeichnung zuzusichern und das Einverständnis für den Mitschnitt erlangen. Ist dies geregelt, so kann das Gespräch in Gang gebracht werden. Der Interviewer muß den Interviewpartner

dazu bringen, seine Berufsgeschichte zu e r z ä h l e n . Dieses Hauptthema der Erzählung gibt der Interviewer vor, jedoch ohne dabei vorab auf bestimmte Sub-Themen zu lenken oder ein bestimmtes Interesse für den Interviewpartner, für gewisse Passagen der Erzählung bzw. ein Desinteresse für andere zu zeigen.

2.1.3. Erzählphase

Ist das "Geschichtenerzählen" in Gang gebracht, muß der Interviewer immer dann, wenn der erzählende Interviewpartner "zu Ende kommt", d.h. seinen Wunsch nach Sprecherwechsel signalisiert, die Erzählung in Gang halten. Dies ist eine schwierige Aufgabe, da der Interviewer sich davor hüten muß, selbst Einzelthemen der Erzählung zu bestimmen oder bestimmte Darstellungen mit einer "positiven" Rückmeldung zu bekräftigen, andere dagegen durch irgendwelche Zeichen als irrelevant abzutun. Andererseits ist es aber klar, daß der Interviewer kein "Unbeteiligter" sein kann, der "nicht kommuniziert".¹⁾ Bei der Analyse von Interviewtranskripten kann gelegentlich der Eindruck entstehen, der Interviewer habe sich völlig bedeckt gehalten. Dieser Eindruck schwindet unserer Erfahrung nach jedoch rasch, wenn man dieselben Gesprächsteile auf einem Videoband betrachtet: Der Interviewer staunt dann häufig selbst, wie deutlich auf dem Band zu sehen ist, daß ihn eine Geschichte gefesselt oder zum Gähnen gebracht hat.

Die Aufgabe des Interviewers ist es also, möglichst zu versuchen, dem Interviewpartner alle "Optionen" offen zu halten, ihm zu gestatten, sich in seine eigene Geschichte zu verwickeln. Der Interviewpartner als Erzähler muß während seiner Erzählung Gelegenheit haben, sich spontan so zu engagieren, daß ihn die Geschichte, die er erzählt, selbst zu

1) Vgl. WATZLAWICK, BEAVIN und JACKSON 1972, S. 72 ff.

interessieren beginnt, denn es ist s e i n e Geschichte, die er so, in dieser Vollständigkeit, wahrscheinlich noch niemandem erzählt hat - nicht einmal sich selbst. Der Erzähler soll die Möglichkeit haben, sich auf sich selbst zu konzentrieren und die Regeln alltäglicher Konversationsführung - etwa: Dem anderen Möglichkeiten zu eigenen Beiträgen zu geben - ruhig außer acht zu lassen.

2.1.4. Rückgriffphase

Nach einer längeren Erzählphase, in der der Interviewpartner seinen beruflichen Lebenslauf erzählt hat, erfolgen die Rückgriffe des Interviewers (vgl. SCHÜTZE 1977, S. 30 ff). In der Rückgriffphase verläßt der Interviewer seine Rolle als Nur-Zuhörer und bittet seinen Partner, den Erzähler, noch zu einigen Punkten Stellung zu nehmen, die für sein Verständnis noch nicht hinreichend ausführlich oder präzise dargestellt wurden. Daraufhin ergänzt der Erzähler noch einmal seine bisherigen Ausführungen. Neben den Rückgriffen, die unproblematische Verständnislücken des Interviewers beseitigen sollen, gibt es noch andere, die problematische Gegenstände wieder aufgreifen, zu denen der Erzähler noch einmal durch Erzählen Stellung nehmen soll, damit der Interviewer die Position des Erzählers und sein Verhältnis zum Redegegenstand besser versteht.

2.1.5. Bilanzierungsphase

Wenn in der Rückgriffphase der Interviewer seine Fragen zu den von ihm ausgemachten problematischen Themen in der Darstellung des Erzählers eingebracht hat, und der Interviewpartner seinerseits zur Schaffung größerer Klarheit mit weiteren Erzählungen auf diese Fragen eingegangen ist, dann können die beiden Gesprächsteilnehmer dazu übergehen, die

Bilanz der beruflichen Lebensgeschichte zu thematisieren. Das berufliche Leben wird im allgemeinen vom Erzähler als eine Reihe von W a h l - s i t u a t i o n e n aufgefaßt, die er im Rahmen der vorgegebenen Bedingungen auf die eine oder andere Art bewältigt hat. Jede Wahlentscheidung ist dabei auch eine Entscheidung für einen bestimmten Berufsverlauf und schließt in einem gewissen Maß Optionen für eine "andere Zukunft" aus.

In der Bilanzierungsphase wird nun der "Sinn" des bisherigen Berufsverlaufs sozusagen auf einen Nenner zu bringen versucht, als eine relativ konsequente persönliche Geschichte, in der der Erzähler entweder durch eigenes Handeln dahin gekommen ist, wo er heute steht, oder aber in der die Gegebenheiten, Ereignisse und Wechselfälle des Lebens des Betreffenden zu dem gemacht haben, was er heute ist. Man schließt die Bilanzierung ab mit einer Evaluation des Erreichten und einem Ausblick auf die Zukunft, sozusagen als Konsequenz der bisherigen Erfahrungen.

2.1.6. Abschlußphase

Jedes Gespräch erfordert ein für beide Teile "nicht-diskriminierendes" Ende, wenn die Gesprächspartner ohne Verlegenheit auseinander gehen wollen: Im allgemeinen fällt nie beiden Gesprächsteilnehmern just zur selben Sekunde ein, sich zu verabschieden, und es ist unangenehm zu merken, daß der andere längst kein Interesse mehr am Gespräch - und damit auch an mir als seinem Gesprächspartner - hat, während ich selbst gerne noch verweilen würde. Um solche Peinlichkeiten zu vermeiden, wird der Gesprächspartner, der das Ende des Gesprächs wünscht, dies dem anderen unauffällig aber merklich signalisieren, etwa indem er zur Uhr schaut oder durch ein "tja" seine Bereitschaft, zum Ende zu kommen, a n d e u t e t und damit dem anderen die Gelegenheit gibt, ebenfalls zu zeigen, daß auch er zum Abschied drängt (vgl. GOFFMAN 1971).

Die Abschlußphase im narrativen Interview hat neben dieser Funktion noch eine andere, die der Entlastung des "psychischen Haushalts" der Beteiligten dient. Während des gesamten Interviewverlaufs stehen Interviewer und Interviewpartner unter dem Druck, harte, problematische Gesprächssituationen nicht durch konventionelle Vermeidungs- oder Ausgleichsrituale zu umgehen oder zu entschärfen, sondern sich ihnen zu stellen. Narrative Interviews sind kein "small talk", vor allem die "unnormale" Handlungsweise des Interviewers ist anstrengend und verlangt nach einem Ausgleich: Er hat sich mit Hartnäckigkeit zurückhalten müssen, um den Interviewpartner nicht in seiner Erzählung abzulenken, daher hat er ein starkes Bedürfnis, selbst einmal wieder "normal" zu reden, seinerseits zu erzählen und seinem Gefühl für den Interviewpartner "unkontrolliert" Ausdruck zu geben. Die Abschlußphase ist so für den Gefühlshaushalt der Beteiligten eine Notwendigkeit, sie bedeutet für die Gesprächsteilnehmer, daß das Interview sein Ende gefunden hat und daß man nun - endlich - wieder die definierten Rollen, Interviewer und Interviewpartner, verlassen hat. Gelegentlich wird hier noch zum Thema gesprochen und vom Interviewpartner noch einmal "Vertrauliches" mitgeteilt (vgl. SCHÜTZE 1977, S. 49).

2.2. Handlungsschema im narrativen Interview

Das Ablaufschema des narrativen Interviews gibt die sequentielle Ordnung von Gesprächsphasen an, deren Bewältigung jeweils Voraussetzung für die Inangriffnahme der nächsten Phase ist. Jede dieser Phasen stellt die Interviewteilnehmer vor Probleme, die sie gemeinsam lösen müssen. Das Wissen um die Funktionsbedingungen des narrativen Interviews ist asymmetrisch verteilt: Nur der Interviewer weiß, wie ein narratives Interview abzulaufen hat, der Interviewpartner dagegen kennt zwar die Regeln alltäglicher Gesprächsführung, er kennt Fernsehinterviews und eventuell "Fragebogen-Interviews", nicht aber die Regeln des narrativen Interviews. Um aber entsprechend den Funktionsbedingungen des narrativen Interviews interagieren zu können, müssen sich beide Gesprächsteilnehmer jeweils auf eine gemeinsame Handlungsfigur einigen, der sie beide folgen. Der Interviewer erreicht dies, indem er seinen Interviewpartner durch Signalisierung seiner Handlungserwartungen zur Einhaltung der Durchführungsregeln des narrativen Interviews zu bewegen versucht. Wir wollen im folgenden die jeweiligen Handlungsschemata, die dazu nötig sind, in Anlehnung an das Ablaufschema einzeln vorstellen.

2.2.1. Anwerbung des Interviewpartner

Die erste Phase des Ablaufschemas, die Anwerbung, d.h. die Gewinnung der Teilnahmebereitschaft eines Interviewpartners, ist eine Phase, in der der Träger des Handlungsschemas der Interviewer ist (bzw. seine Mitarbeiter). Der Interviewer muß den angesprochenen potentiellen Interviewpartner zur Teilnahme an einem narrativen Interview bewegen. Dieser wird sich nur zur Teilnahme entschließen, wenn die Sache für ihn einen Sinn hat. Der Interviewer hat in der ersten Phase der Begegnung die Aufgabe, dem Angesprochenen, den er im allgemeinen noch gar nicht kennt, zu helfen, einen

ganz persönlichen, subjektiven Sinn in der Teilnahme am Interview zu finden. Der Interviewer kann mit einiger Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, daß der Interviewpartner gewisse, in der Gesellschaft verbreitete Ansichten, Vorstellungen, Erwartungen und Wünsche in bezug auf Interviews hat. Man kann vermuten, daß es zumindest vier Möglichkeiten gibt, einen subjektiven Sinn in der Bereitschaft, sich interviewen zu lassen, zu sehen:

- a) Der Sinn kann etwa darin liegen, "der Wissenschaft ein Opfer" zu bringen. Die Wissenschaft hat bei vielen Mitgliedern unserer Gesellschaft (noch) ein hohes Ansehen, und es gilt als eine gewisse Ehre, wenn man zum Fortschritt der Wissenschaft einen Beitrag leistet, und sei es auch nur der "kleine Beitrag" des Interviewpartners.
- b) Der Sinn, den ein Interviewpartner mit seiner Teilnahme am Interview verbindet, kann auch darin bestehen, dem Forscher als Person zu helfen, so wie man auf der Straße einem Fremden hilft, der nicht in der Lage ist, den defekten Reifen seines Autos selbst zu wechseln. Der Aspekt, jemandem zu helfen, der allein nicht weiterkommt, bezieht sich hier auf die Person, die anfragt, nicht auf die Institution Wissenschaft. Gelegentlich haben angesprochene Personen, die zwischen Zustimmung und Ablehnung schwankten, die Frage gestellt, ob der anfragende Forscher das Interview für seine Doktorarbeit brauche und auf ein "Ja" hin haben diese Personen sich mit einem "na schön" dann bereit erklärt, dem Forscher persönlich zu helfen.
- c) Der Sinn der Teilnahme am Interview kann weiter im gemeinsamen Interesse des Interviewers und des Interviewpartners an einer "dritten Sache" bestehen, etwa wenn beide, Forscher und "Beforschter", der gleichen sozialen oder politischen Gruppe oder Bewegung angehören und sie davon ausgehen, daß das Interview dem gemeinsamen Zweck dieser Bewegung dient.¹⁾

1) Dies war zum Beispiel bei RABE (1978) der Fall, der Biografien von seinen Parteigenossen (SPD) untersucht hat.

- d) Eine vierte Möglichkeit, Sinn in der Teilnahme am Interview zu sehen, ist das Vorhandensein eines eigenständigen Interesses des Interviewpartners am Interview, das von dem Interesse des Interviewers abweicht, etwa Bezahlung¹⁾ oder die Tatsache, daß das Interview dem Interviewpartner selbst "etwas bringt", etwa die Befriedigung von Neugierde, vertiefte Einsicht in seine Handlungsmuster oder seine Situation.

Der jeweilige Sinn, den ein Interviewpartner mit seiner Teilnahme am Interview verbindet, hat, wenn man dem interpretativen Paradigma folgt, Auswirkungen auf sein Handeln im Interview: Das, was ihm wichtig ist, was ihm mitteilenswert erscheint, die Art, wie er etwas darstellt, hängt ab von der Interpretation der Interaktionssituation. Die Situationsausdeutung eines Interviewpartners, der "der Wissenschaft" dienen will, unterscheidet sich von der eines anderen, der nur dem netten Interviewer helfen will.

In den ersten im Rahmen unseres Projekts durchgeführten Interviews haben wir die Interviewpartner durch zwei Vorgaben zu gewinnen versucht: Wir "appellierten" sowohl an ihre Wertschätzung von Wissenschaft (Möglichkeit a) als auch an das gemeinsame Dritte (Möglichkeit c), nämlich das Interesse an der Ingenieurausbildung. Wir taten das, indem wir den angesprochenen Ingenieuren erklärten, daß das praktische Interesse unserer Forschung darin liegt, Erkenntnisse zu gewinnen, die einer Verbesserung der Ingenieurausbildung dienen könnten. Wir glaubten, mit der Angabe dieses Zwecks die Ingenieure leichter zu einer Teilnahme an einem etwa dreistündigen Interview bewegen zu können, da wir erstens Ingenieure als besonders "zweck-" und "ergebnisorientierte" Menschen typisierten und zweitens die Verbesserung der Ingenieurausbildung für einen Zweck hielten, den zu unterstützen jeder Ingenieur sinnvoll finden müßte. Dieser Eindruck verstärkte sich in den Anwer-

1) Dies war bei den Informanten von THOMAS und ZNANIECKI (1958) der Fall.

bungsgesprächen, in denen die Angesprochenen sich gelegentlich nach dem praktischen Zweck der Untersuchung erkundigten oder von sich aus anfragten, ob diese Studie Erkenntnisse für eine Verbesserung der Ausbildung liefern sollte.

Wir haben dies bestätigt in der Annahme, daß dieser Interviewzweck - eine Verbesserung der Ingenieurausbildung - den Betroffenen sinnvoll erscheint, wodurch es ihnen leichter fallen würde, die Teilnahme am Interview zu akzeptieren. Diese Hoffnung bestätigte sich auch, sie hatte jedoch eine N e b e n w i r k u n g : Die von uns hergestellte Verbindung von Ingenieurausbildung und Gesprächsgegenstand hat die Bedeutung der Interviews für die Interviewpartner häufig in kaum zu durchbrechender Weise festgelegt: Ziel der Interviewpartner war es dann, "den jungen Studenten mal zu erklären, auf was es im Beruf ankommt". Die einzelnen von den Interviewpartnern erzählten Episoden mündeten stets in Ratschlägen und Mahnungen - die von uns angebotene Typisierung des Gesprächs hatte ihre Wirkung gehabt. Wir haben, so vermuten wir, die Interviewpartner zwei verschiedenen Erwartungen ausgesetzt: Die Erwartung, als E x p e r t e n Ratschläge zu geben (Typisierung des Gesprächs in der Anwerbungsphase), und die Erwartung, ihre Berufsgeschichte zu e r z ä h l e n (Typisierung des Gesprächs in der Ingangsetzungsphase). Die Interviewpartner "oszillierten" nun zwischen diesen beiden Typisierungen der Situation. Bei allem, was sie sagten, haben sie ihre persönliche Erfahrung in Ausbildung und Beruf als Hintergrund und entscheiden von da, welche "erzählbare Geschichte" wichtig für die Fragestellung der Forscher sein kann und welche nicht. Das R e l e v a n z s y s t e m des Interviewpartners - oder man kann auch sagen, die Perspektive, unter der er Geschichten zur Erzählung aussucht - ist geprägt von den Erwartungen, die an ihn gerichtet sind, jedoch nicht so, wie sie "wirklich" auf Seiten des Interviewers bestehen, sondern so, wie der Interviewpartner die Erwartungen des Interviewers einschätzt. Die E r w a r t u n g s e r w a r t u n g des Interviewpartners beeinflußt also sein Verhalten im Interview.

Der Interviewpartner versucht, sich in die von ihm erwartete Erwartung seines Gegenübers hineinzudenken und gibt Antworten auf dem Fragenhintergrund, den er dem Interviewer unterstellt:

- Er kann ein wissenschaftliches oder praktisches Problem als Fragehintergrund unterstellen und Lösungsbeiträge zu solchen Fragen anbieten;
- er kann sich auf die verbalen und körperlichen Reaktionen seines Gegenübers beziehen und versuchen, die Unterhaltung so zu führen, daß sie den Interviewer interessiert;
- er kann, wenn er mit dem Interviewer einer gemeinsamen politischen oder sozialen Bewegung oder einer Berufsgruppe angehört, die Gruppenideologie als Bezugspunkt unterstellen, möglicherweise die Interviewsituation als Gesinnungskontrolle ansehen und sich als gutes Gruppenmitglied profilieren wollen;
- er kann im Falle eines bezahlten Interviews dann, wenn er merkt, daß es länger dauert, als er dachte, und somit sein "Stundenlohn" schlechter wird als erwartet, seine Aussagen so wählen, daß das Interview möglichst schnell zu einem Ende kommt;
- er kann, wenn er ein Eigeninteresse hat, auf seine persönliche Problematik hin orientiert sein.

Der Erfolg berufsbiografisch orientierter narrativer Interviews hängt davon ab, ob es gelingt, die Interviewpartner zu bewegen, ihren beruflichen Lebenslauf als G e s c h i c h t e zu erzählen, eben so, wie man im Alltag eine Geschichte erzählt. Daher scheint es uns ratsam, bereits in der Anwerbungsphase Verweise auf soziale Kategorien, wie Wissenschaft und Forschung, Ingenieurausbildung und spätere Verwendung der Forschung, möglichst zu unterlassen, um nicht Themen oder Fragestellungen vorzugeben, die der Interviewer "hören" möchte. Ebenso ist jeder Hinweis zu unterlassen, durch den der potentielle Interviewpartner als Experte für Fragen der Berufspraxis seiner Berufsgruppe typisiert wird. Dies würde ihn nur zum Erteilen von Ratschlägen verführen und vom Erzählen abhalten.

Bei der Anwerbung bauten wir daher eher auf die Bereitschaft der potentiellen Interviewpartner, uns als Personen zu unterstützen. Wir nannten zunächst unsere Familiennamen ohne Titel, den Namen des Forschungsinstituts, der Hochschule und des Projekts, das wir kurz erläuterten, und baten dann um die Bereitschaft zu einem Interview über die persönlichen beruflichen Erfahrungen des Angesprochenen. Wir haben das Wort "Interview" anschließend gemieden und von einem "Gespräch" oder einer "Unterhaltung" gesprochen, um traditionelle Interviewerwartungen nicht zu sehr zu verstärken, andererseits wollten wir aber auch nicht auf diesen Terminus verzichten, da er eine gewisse "Selbstlegitimation" besitzt und "Verbindlichkeit" und "Seriosität" ausstrahlt.

Neben der Gewinnung der generellen Bereitschaft zur Teilnahme am narrativen Interview ist in der Phase der Anwerbung noch die Aushandlung der Bedingungen zu tätigen, unter denen das narrative Interview stattfindet: Dazu gehören Ort und Zeit sowie die Sicherung des Settings, was vor allem heißt, der Ausschluß von weiteren Zuhörern. Falls der Interviewpartner von sich aus keinen Vorschlag zum Ort des Interviews machte, versuchten wir möglichst ein Treffen im Hause des Interviewpartners zu erreichen, zum einen, weil dies für den Interviewpartner bequem ist, und zum anderen, weil die häusliche Atmosphäre eine größere Distanz zum Beruf ermöglicht als ein Interview am Schreibtisch des Interviewpartners. Die Gelegenheit zur Selbstreflexion ist in diesem Rahmen unseres Erachtens eher gesichert.

Wenn die Begegnung im Haus des Interviewpartners stattfindet, muß die "Exklusivität des Settings", d.h. der Ausschluß von Familienmitgliedern aus der Interviewsituation gesichert sein, da deren Kontrolle das Interaktionsfeld stören würde: Über Erfolge und Mißerfolge im Beruf spricht es sich anders, wenn etwa der Ehepartner dabei ist. Unser Interesse ist es, das Interview in einem möglichst exklusiven Setting zu führen, um zu erfahren, wie der Interviewpartner im Gespräch, das abseits vom normalen Lebensstrom mit einem Umbekanntem geführt wird, seine eigene berufliche Biografie noch einmal inszeniert. Der Wunsch

des Interviewers nach einem Ausschluß weiterer Personen vom narrativen Interview hat nie Widerspruch erzeugt, so daß wir davon ausgehen, daß es auch für die Interviewpartner angenehmer ist, unkontrolliert sprechen zu können.

Die Dauer des narrativen Interviews geben wir bei der Anwerbung mit "im allgemeinen zwei Stunden" an, wobei Interviews, die von beiden Seiten besonders interessiert und engagiert geführt wurden, gelegentlich fünf Stunden oder im Höchstfall sogar sieben Stunden gedauert haben (einschließlich des nicht mehr auf Band aufgezeichneten Nachgesprächs der Abschlußphase).

2.2.2. Eingangsetzen der Erzählung

Der nächste Teil des Vorspiels zum eigentlichen Interview beginnt dann mit dem Druck des Interviewers auf den Klingelknopf an der Haustür des Interviewpartners. Bei der Begrüßung ist im allgemeinen etwas small talk üblich, etwa über das Wetter oder über Probleme, den Weg zu finden. Einmal hat uns der Interviewpartner auf die Automarke, mit der wir zum Interview kamen, angesprochen. Solchen Begrüßungsgesprächen sind wir bei unseren ersten Interviews dankbar nachgekommen, um die Atmosphäre aufzulockern und ein Vertrautwerden zu ermöglichen. Es hat sich aber gezeigt, daß diese unsere Erwartung mit Vorsicht zu genießen ist: Das Vertrautwerden im small talk ist nicht nur ein neutraler Austausch von Höflichkeiten, bei dem sich Interviewer und Interviewpartner gegenseitig bestätigen, daß ihnen "gutes Benehmen" vertraut ist und daß man bereit ist, sich gegenseitig sympathisch zu finden. Obwohl es beim small talk nur nette Leute gibt, da alle darauf achten, jede aufkommende Peinlichkeit zu vermeiden, zu umgehen, zu entschuldigen oder zu bagatellisieren (vgl. GOFFMANN 1971), finden dort dennoch gleichzeitig T y p i s i e r u n g e n statt.

Das oben erwähnte Begrüßungsgespräch über die Automarke, die unser Interviewer fuhr, führte zu folgender Peinlichkeit: Der Interviewpartner bemerkte, daß er die gleiche "sportliche" ausländische Automarke fahre und fragte den Interviewer, wie er damit zufrieden sei. Der Interviewer erklärte naiv, daß er sehr unzufrieden sei und daß er gedenke, sich demnächst eine deutsche Familienkutsche zu kaufen. Für den autobegleiteten Interviewpartner war dies eine völlige Disqualifizierung des Interviewers in bezug auf das Verhältnis zu Autos. Um diese Peinlichkeit zu überbrücken erklärte er, zu dem betreffenden Wagen müsse man halt ein besonderes Verhältnis haben. Dann beendete er das Thema und fragte nach der bevorzugten Weinsorte. Damit war die Klippe umschifft und der small talk konnte problemlos über Weinsorten weitergehen. Dennoch hat eine Typisierung des Interviewers stattgefunden, die für den Verlauf des Interviews möglicherweise von Bedeutung sein kann: Für den Interviewpartner kann dieser Zwischenfall bedeutet haben, daß der Interviewer nur ein "instrumentelles" Verhältnis zur Technik habe und einen "Vollbluttechniker" nicht wirklich verstehen kann. (In der Tat war der Interviewer auch Soziologe.) Ob diese Typisierung einen Einfluß auf das narrative Interview hatte, können wir nicht nachweisen, dennoch ist denkbar, daß der Interviewpartner dadurch ein bestimmtes Bild von seinem Gegenüber hatte und sich im Gespräch entsprechend darauf einstellte.

Um solche unnötigen Typisierungen des Interviewers durch den Interviewpartner weitgehend zu vermeiden, haben wir seither als Interviewer unsere Begrüßungsformeln möglichst allgemein gestaltet, möglichst nichtsagend, aber höflich.

Auch bei der weiteren Vorrede zum Interview sollte sich der Interviewer mit Erläuterungen, die nicht dem Ingangbringen der Erzählung dienen, zurückhalten. Das ist vor allem dann nicht leicht, wenn der Interviewpartner aus echtem Interesse fragt, was das für ein Forschungsprojekt sei, der Interviewer solle doch mal erzählen. Der Interviewer gerät dadurch in eine prekäre Lage, weil die Funktionsmechanismen des

narrativen Interviews es nicht geraten sein lassen, über die Erzählaufforderung hinausgehende Darstellungen zu machen, die stets Verweise auf mögliche Themen für den Interviewpartner sind. Der Interviewpartner dagegen kennt die Regeln des narrativen Interviews nicht, er geht von den normalen Regeln höflichen Benehmens aus, die es mit sich bringen, daß das Gegenüber, dem er - obwohl er ihn persönlich nicht kennt - auf dessen Wunsch hin seine Zeit zur Verfügung stellt, ihm auch Auskunft darüber schuldet, wer dieser sei und war er von ihm wolle. Der Interviewer ist also durch den arglosen Interviewpartner in eine echte Zwickmühle gebracht worden: Er ist zwei sich ausschließenden Forderungen, die er nicht gleichzeitig erfüllen kann, ausgesetzt, die er aber gleichwohl unter einen Hut bringen muß.

Zunächst hatten wir Schwierigkeiten mit diesem Problem. Bei Interviewpartnern, die wir für prinzipiell gesprächsbereit hielten, haben wir dann begonnen, unseren ganzen Charme in die Waagschale zu werfen, geheimnisvoll darauf hinzuweisen, daß es besser sei, eine ausführliche Erklärung nach dem Interview zu geben, um dem Interview-Inhalt nicht vorzugreifen. Wir versicherten dann jeweils, am Ende des Interviews uns nahezu unbegrenzt Zeit zu nehmen, wenn der Interviewpartner noch Fragen zum Forschungsprojekt habe. Diese Möglichkeit haben - obwohl wir am Ende des Interviews stets fragen, ob der Interviewpartner noch Fragen an uns habe - nur wenige genutzt. Wir erklärten uns dies damit, daß der - zuvor interessierte - Interviewpartner am Ende des Interviews mit seinen Gedanken so bei sich selbst und seinem Lebenslauf verweilt, daß er sich für unser Projekt nicht mehr interessiert, oder aber er hat durch die Art des narrativen Interviews bereits einen Eindruck erhalten, was wir tun, oder er hatte genug von uns und wollte nun seine Ruhe ! Bei Interviewpartnern, bei denen wir Befürchtungen haben, ob sie überhaupt zum Erzählen zu bewegen sind, wenn sie nichts Genaueres über das Forschungsprojekt erfahren, haben wir uns entschlossen, dem Interviewpartner auf seine Fragen eine knappe Antwort zu geben.

Das nächste Problem, das der Interviewer zu lösen hat, ist, das Einverständnis des Interviewpartners für eine Tonbandaufzeichnung zu gewinnen. Er versucht, die Bereitschaft des Interviewpartners für die Tonaufzeichnung zu erreichen, indem er erläutert, daß ihn das von der Notwendigkeit befreit "mitzustenografieren", wodurch er dem Interviewpartner mehr Aufmerksamkeit schenken kann. Außerdem vermeide es Mißverständnisse, wenn man hinterher den ganzen Wortlaut noch einmal vor sich hat. Der Interviewer sichert dem Interviewpartner eine vertrauliche Behandlung des Materials zu. Falls aus dem Interview in einem Forschungsbericht zitiert werde, sei die Anonymität garantiert, alle Eigennamen oder andere Hinweise, die seine Person oder genannte Firmen, Hochschulen oder Institutionen betreffen, würden so maskiert, daß keine Identifikation mehr möglich sei. Bei längeren Zitaten werde außerdem noch sein ausdrückliches Einverständnis eingeholt. Wenn ein Interviewpartner dann noch zögert, bittet ihn der Interviewer, zunächst einmal einer Tonaufzeichnung zuzustimmen und bietet ihm an, nach der Sitzung über die Kasette(n) zu verfügen - er könne sie ohne ein Wort der Erklärung selbst einstecken und behalten - oder aber uns geben. Bisher ist uns in allen der über 40 Interviews die Tonaufzeichnung gestattet worden.

Gelegentlich haben die Interviewpartner in der Erzählung mit Fingerzeig auf den Recorder eingefügt: "Das müssen Sie aber löschen", oder "halten Sie das Band mal eben an". Solche Bitten wurden nur geäußert, wenn sie Interna aus einer Firma oder Hochschule berichtet haben, sie hatten in keinem Fall den Zweck, diskriminierende Äußerungen, die ihre Person betrafen, vertraulich zu halten.

Nachdem nun die letzten Vorbereitungen für das narrative Interview getroffen sind, ist der Interviewer am Zuge, das eigentlich Interview in Gang zu bringen. Er muß den Interviewpartner dazu bewegen, das Handlungsschema des Erzählens zu übernehmen und seinen b e r u f - l i c h e n L e b e n s l a u f z u e r z ä h l e n .

Um dem Interviewpartner möglichst wenig Vorgaben für die Art der Ausgestaltung dieser Aufgabe zu geben, muß der Interviewer zwar das Thema benennen und erläutern, jedoch ohne es durch Beispiele zu verdeutlichen. Die Nennung von Beispielen kann beim Interviewpartner zu einer verengten Wahrnehmung des Themas führen oder als Hinweis auf eine gewünschte Schwerpunktsetzung aufgefaßt werden. Der Interviewer erläutert daher noch einmal den Titel des Forschungsprojekts (Soziale Handlungskompetenz von Ingenieuren) und erklärt dessen Bedeutung mit "außerfachlichen Fähigkeiten". Er sagt weiter, daß es unsere Fragestellung sei herauszufinden, welche außerfachlichen Fähigkeiten bei den verschiedensten Berufsverläufen von Ingenieuren eine Rolle spielten. Gerade der Ingenieurberuf biete ein weites Spektrum von Möglichkeiten, und uns interessiere es, was den Lebenslauf von Ingenieuren ausmache. Durch diese Vorgabe wird ein Erzählhintergrund aufgespannt, der einen Zusammenhang von Biografie und Kompetenzen (Fähigkeiten) behauptet. Es ist daher anzunehmen, daß dieser hintergrund für den Interviewpartner von Bedeutung ist, da er - mit Recht - annimmt, daß auch der Interviewer diesen Zusammenhang 'im Kopf' hat. Damit ist nicht gesagt, daß der Interviewer die Kompetenzen des Interviewpartners ein-dimensional am Berufserfolg mißt, obwohl eine solche Lesart nicht ausgeschlossen ist. Möglicherweise wird diese Lesart von Interviewpartnern favorisiert, für die ihr Berufserfolg ein "wunder Punkt" ist.

Dann erläutert der Interviewer seine expliziten Erwartungen an den Interviewpartner: Er bittet ihn zu erzählen, wie sein berufliches Leben bisher verlaufen sei, angefangen von der Studienfachwahl oder eventueller Berufstätigkeit vor dem Studium bis heute. Er bittet ihn zu erzählen, was er persönlich getan habe, was er persönlich erlebt und erfahren habe, welche Ereignisse in seinem Berufsleben von Bedeutung waren. Damit sind drei Handlungsaufforderungen an den Interviewpartner gerichtet: Erstens seinen Lebenslauf zu e r z ä h l e n und dabei - wie dies auch nach den Regeln alltäglicher Konversation üblich ist - in der Erzählung die C h r o n o l o g i e der Ereignisse zu berücksichtigen, und drittens die p e r s ö n l i c h e n Erlebnisse darzustellen.

Der Interviewer muß diese Darstellung seiner Erwartungen mit einer merklichen Aufforderung an den Interviewpartner beschließen, nun seinerseits das Sprechen zu übernehmen. Der Interviewpartner hat nun zum ersten Mal einen deutlichen Eindruck von seiner Rolle in diesem Interview; er weiß jetzt, auf was er sich da eigentlich eingelassen hat und muß nun seine Rolle als Träger des Handlungsschemas übernehmen.

2.2.3. Der Prozeß des Erzählens

Wenn der Interviewpartner nun das Handlungsschema übernimmt und den Erzählprozeß in Gang gesetzt hat, dann bleibt dem Interviewer die Aufgabe, seinen Teil als Zuhörer zur Aufrechterhaltung des Handlungsschemas des Erzählens beizutragen. Er muß dabei den normalen "Regeln" der Höflichkeit in alltäglichen Erzählsituationen folgen und persönliche Anteilnahme an der Erzählung zeigen, sich, zumindest tentativ, auf die Perspektive des Erzählers einlassen, seine Ratifizierung des Gesprächsverlaufs deutlich machen und zeigen, daß er Verständnis für die dargestellten Inhalte hat. Würde sich ein Zuhörer nämlich weigern, den erzählten Inhalt zu verstehen ("also da versteh' ich Sie überhaupt nicht"), dann könnte es zu einer Interaktionskrise kommen, die nach den normalen Regeln des guten Benehmens durch Ausgleichshandlungen wieder beigelegt werden muß ("ach so, Sie konnten damals noch gar nicht wissen, daß ..." oder "tja, die Temperamente sind eben verschieden"). Geschieht dies nicht, dann bleibt die Situation gespannt.

Die Funktionsbedingungen des narrativen Interviews erfordern es, daß der Interviewer sich in der ersten Phase des Erzählens als ein besonderer Zuhörer erweist: Der Interviewer ratifiziert deutlich die Erzählung, er bestätigt inhaltliches Verstehen durch Kopfnicken, stimmt mit einem "ja" zu oder signalisiert zumindest Verständnis durch ein "hm", "aha" oder "ah ja" sowie durch mimische Zeichen, wie Schmunzeln über Vergnügliches oder Stirnrunzeln über Unangenehmes. Allerdings bringt er

nichts von sich selbst ein, er ergänzt die Erzählung weder durch eine eigene Geschichte ("Genau so was ist mir auch mal passiert") noch fragt er irgendetwas zum Ablauf oder Verständnis der Geschichte.

Bei der Ratifizierung des Erzählten beschränkt sich der Interviewer auf solche Äußerungen, die die Optionen des Erzählers auf weitere Erzähl-episoden möglichst nicht einschränken: Der Interviewer darf möglichst nicht selektiv ratifizieren, dadurch würde er andeuten, daß ihm nur bestimmte Themen, Inhalte oder Darstellungsformen zusagen und andere nicht, und er darf möglichst keine gesprächssteuernden Interventionen durchführen, etwa von sich aus Themen vorschlagen oder Bewertungen des Erzählten vornehmen. Er muß dem Erzähler vielmehr das Gefühl geben, daß er als Zuhörer die monologisierende Kommunikation des Interviewpartners schätzt und daß der Erzähler mit der weiteren Darstellung fortfahren kann, wie es ihm beliebt. Durch das zu erkennen gegebene Verständnis für die Darstellung hält er die Beziehung zum Erzähler aufrecht, und durch seine Zurückhaltung verhindert er auf der anderen Seite, daß der Erzähler zuviel Gelegenheit bekommt, sich auf den Interviewer einzustellen, indem er die Erwartungen erfüllt, die der Interviewer geäußert hat.

Der Interviewer muß also - ganz im Gegensatz zu dem Interviewpartner - seine Person zurückhalten, wodurch der Interviewpartner gezwungen ist, sich bei seiner Erzählung allein auf seine eigenen Impulse in der Situation zu beziehen. Für den Erzähler (Interviewpartner) ist ein solcher "stiller" Zuhörer möglicherweise etwas merkwürdig. Andererseits erfüllt er die Erwartung des Erzählers, daß er das Erzählte miterlebt und daß Übereinstimmung auf einem Sektor der Identität beider Interaktionspartner besteht. Vor allem, wenn Erzählungen lebhaft und spielerisch dargebracht werden, fällt es dem Interviewer leicht, sein Verständnis - und damit eine gewisse Identitätsüberschneidung - auszudrücken, etwa wenn er mit der Erzählung so "mitgeht", daß er schon dann nickt, wenn der Text noch gar keine zustimmungsfähige Aussage enthält, oder wenn er Erschrecken zeigt, wenn der Erzähler von einer Gefahr für

sein Leben erzählt, die er aber - wie der Zuhörer leicht durch Augenschein erkennen kann - ohne die geringste Beschädigung überstanden hat.

Solche Erfolgserlebnisse als Erzähler hat der Interviewpartner im narrativen Interview durchaus, allerdings geben ihm die Reaktionen des Interviewers wenig Hinweise über die Erwartungen des Interviewers, da er anscheinend für alles Verständnis und Interesse hat. Er kann sich daher kaum an der Wirkung seiner Stories ausrichten, sondern ist auf seine eigenen Impulse angewiesen, auf sein eigenes Interesse an seiner Berufsgeschichte, die er in dieser Form als zusammenhängendes Ganzes eventuell selbst noch nicht gehört hat. Es kommt dabei, so hat es häufig den Anschein, zu einer partiellen Aufhebung der Regeln normaler Gesprächssituationen, in denen die Orientierung am Zuhörer geboten ist. Das artikuliert Interesse des Interviewers an der ganz persönlichen Geschichte, das offensichtlich gleichbleibende Verständnis und Interesse des Interviewers, unabhängig davon, ob die Erzählung schwungvoll oder schleppend ist, die Vermutung, daß das Interviewer-Interesse nicht nur geheuchelt ist (sonst wäre er ja nicht mit dem Tonband angerückt) - alles dies macht für den Interviewpartner die Gesprächssituation zu etwas Besonderem, das es ihm offensichtlich erlaubt, sich auf sich selbst zu konzentrieren. Wenn diese Situation erreicht ist, hält sich das einmal in Gang gesetzte Erzählschema quasi von selbst aufrecht: Die Erzählung läuft und läuft.

Die Interviewpartner gehen im allgemeinen davon aus, daß es angemessen ist, ihren beruflichen Lebenslauf in einer "mittleren Ausführlichkeit" zu erzählen, zeitlich im Umfang von etwa 20 bis 40 Minuten. Dann, wenn sie beim "Heute" angekommen sind, gehen die Erzähler offensichtlich davon aus, daß nun der Interviewer am Zuge sei. Sie machen dann entweder eine Pause mit deutlichem Signal, daß sie nun einen Sprecherwechsel erwarten oder sie schließen ihre Rede direkt mit der Aufforderung, daß der Interviewer nun Fragen stellen möge. Einer 'hart' gestellten Aufforderung sind wir - nach einer Pause,

die dem Erzähler Gelegenheit gab, einen Nachtrag einzubringen - stets nachgekommen, um eine Interaktionskrise zu vermeiden. Hat der Erzähler dagegen nur 'soft' angedeutet, daß er bereit sei, die Sprecherrolle abzugeben, dann sind wir diesem Aufforderungssignal, zu sprechen, nicht nachgekommen, sondern haben durch Abwarten signalisiert, daß wir mit Spannung weitere Ausführungen des Interviewpartners erwarten. Die Interviewpartner verstehen in diesem Fall meist auf Antrieb die Erwartung des Interviewers, daß sie fortfahren können oder sollen in der Erzählung und gehen bereitwillig darauf ein. Wir hatten als Interviewer bisher nicht den Eindruck, daß die Interviewpartner sich diese "zweite Runde" abquälen, etwa sich zu einem mühseligen Resümee durchringen oder eine Wiederholung machen, um dann endgültig die S p r e - c h e r r o l l e abzugeben. Vielmehr ist in den weitaus meisten Interviews an dieser Schaltstelle eine gewisse Nachdenklichkeit der Interviewpartner eingetreten, die die Pause offensichtlich zum Nachdenken über das Gesagte nutzen, um dann einen Punkt ihrer Erzählung noch zu präzisieren, Ausgelassenes nachzuliefern, eine zusammenfassende Darstellung zu liefern oder das "Thema" des Lebenslaufs oder die "Moral der Geschichte" noch einmal zusammenzufassen.

Wenn das Erzählschema erst einmal in Gang gesetzt ist, treten unserer Erfahrung nach in der Erzählphase nur selten Zwischenfälle, K o m m u n i k a t i o n s k r i s e n aufgrund von Diskreditierungen, Peinlichkeiten oder Verlust des Interesses am Gespräch auf. Dagegen gibt es häufig A b w e i c h u n g e n von der Normalform des Erzählens, der Chronologie oder dem Bezug auf die eigene Person als Akteur. Der Interviewpartner kann von der Normalform des Erzählens abweichen und in Sachbeschreibung oder Argumentation verfallen. Fortgesetzte Verweigerung des Erzählschemas durch den Interviewpartner führt zu einer widersprüchlichen Anforderung an den Interviewer: Er muß, um das Handlungsschema des Erzählens aufrechtzuhalten, den Interviewpartner fortgesetzt zum Erzählen animieren, aber er darf aufgrund normativer Regeln in der Situation, etwa aus Gründen der Höflichkeit, auch nicht dauernd penetrant nachfragen, so daß aus dem Interview ein Verhör würde (vgl. SCHÜTZE 1977, S. 11).

Bei unseren über 40 narrativen Interviews gibt es einige, in denen es dem Interviewer nicht gelang, das Erzählschema über längere Passagen durchzusetzen. Das Gespräch lief etwa nach dem Schema Experte / Laie ab: Der Interviewpartner versuchte den "ignoranten" Interviewer aufzuklären, wie es heutzutage ganz allgemein im Beruf wirklich zugeht. Solche Interviews, in denen auf eine gravierende Abweichung von der Erzählform keine Ausgleichshandlung folgte, die das Gespräch wieder "auf Kurs" bringt, können, wie jedes Gespräch, sehr interessant sein, sie entsprechen jedoch nicht den Funktionsbedingungen narrativer Interviews und können nicht entsprechend ausgewertet werden. Ein Interviewpartner, der wiederholt die Erzählform verließ und Beschreibungen betrieblicher Verhaltensformen gab, ließ ständig durchblicken, daß er selbst die Tricks und Kniffe, die er uns beschrieb, beherrscht. Der Interviewer war am Ende jedoch in völliger Unsicherheit, inwieweit die vom Interviewpartner beschriebenen Handlungsmuster, Orientierungen und Relevanzen von Bedeutung sind für sein alltägliches Handeln, da er sein eigenes Handeln und ihn betreffende Ereignisse nur am Rande erwähnte. Die Versuche des Interviewers ("und wie war das bei Ihnen?"), ihn zur Rückkehr in die Erzählform zu bewegen, scheiterten ("Ja, man muß eben, wie ich gesagt habe, da immer die Übersicht behalten ...").

In anderen Fällen, in denen die Erzählform verweigert wurde, hat der Interviewpartner sich auf äußerst knappe Darstellungen beschränkt und danach den Interviewer explizit oder implizit aufgefordert, die Sprecherrolle zu übernehmen. Wir haben dies aufgefaßt als einen Versuch, den Interviewer dazu zu bewegen, ein traditionelles Interview in der Form Frage-Antwort-Frage zu führen.

Während der Erzählphase ist der Interviewpartner alleiniger Träger des Handlungsschemas, d.h., er kann seine Erzählungen thematisch und inhaltlich im Rahmen der Themenvorgabe des beruflichen Lebenslaufs frei gestalten, ohne daß vom Interviewer direkte Eingriffe vorgenommen werden. Der Interviewer beschränkt sich in seinem äußeren Handeln auf

die gelegentliche Bestätigung, daß er das Gesagte versteht, was meist durch die Äußerung von "hm" hinreichend geschieht, daß er interessiert ist und daß er damit einverstanden ist, daß der Interviewpartner Träger des Handlungsschemas "Erzählen" ist.

Dennoch ist diese Phase für den Interviewer keine Verschnaufpause, im Gegenteil, er hat quasi mit "freischwebender Aufmerksamkeit" der Erzählung zu lauschen und dabei ein gewisses Gespür zu entwickeln für die in der Erzählung dargestellte Kontinuität und Wandlung in der Entwicklung des Erzählers als Individuum. Er hat dabei als Zuhörer auf den Charakter der Darstellung als G e s c h i c h t e zu achten, um Material für die Rückgriffphase zu haben. Dazu muß er zum einen den vom Erzähler angebotenen inhaltlichen Stoff aufnehmen: Er muß sich sowohl den Fortgang der erzählten Ereignisse merken wie auch die Eigennamen der erwähnten Personen, Firmen, Institutionen. Zum anderen muß er die Geschichte aber auch kritisch hören: Er muß auf zeitliche, faktische oder logische Unverträglichkeiten im Inhalt der Geschichte achten, er muß auf Auslassungen achten, die die Geschichte unplausibel erscheinen lassen, er muß sich Nebengeleise der Geschichte merken, die einmal angedeutet, dann abgebrochen und nicht weitergeführt wurden, er muß sich Stellen merken, an denen ihm Diskrepanzen zwischen Darstellungsform und Inhalt auffielen, und er muß schließlich auch Gleichförmigkeiten in den Inhalts- und Darstellungsstrukturen registrieren, um für die Rückgriffphase "gerüstet" zu sein. Die Aufmerksamkeit des Zuhörers soll dabei auf drei Ebenen bezogen sein:

- Die Ebene der Darstellung der Identität des Erzählers sowie ihres Wandels in der Zeit,
- die Ebene des Fortgangs der Geschichte von Ereignis zu Ereignis bzw. von Episode zu Episode und
- die Ebene der geteilten und ungeteilten Annahmen: Manches wird als selbstverständlich und bekannt typisiert, manches als selbstverständlich für den Zuhörer, aber erklärungsbedürftig, anderes als außergewöhnlich, überraschend oder zufällig, als gut oder schlecht, als angenehm oder unangenehm.

Der Interviewer als Zuhörer darf jedoch die Erzählung nicht als eine naturgetreue Wiedergabe vergangenen Geschehens auffassen; der Erzähler erzählt das, was seiner Erwartung nach beim Zuhörer auf Verständnis stößt und womit er ihn zum "Miterleben" bewegen kann. Er wird daher aus der Fülle der eigenen Erlebnisse seine Geschichten nach verschiedenen Kriterien auswählen. Er muß dabei berücksichtigen,

- ob ein Erlebnis eine "interessante Geschichte" hergibt und damit der Durchführung des Handlungsschemas des Erzählens dienlich ist,
- ob ein Geschehen für den Fortgang der Erzählung wichtig, interessant und plausibel und für das Verständnis des Zuhörers notwendig ist,
- ob der Erzähler bei der Geschichte so abschneidet, wie er sich selbst sieht oder darstellen möchte, und schließlich
- ob er die alte Geschichte, die er schon so oft erzählt hat, selbst noch einmal hören kann.

Die Auswahl der Geschichte erfolgt natürlich nicht bewußt nach dieser Checkliste, sondern sie geschieht spontan, ohne daß der Erzähler viel überlegen muß. Es greift dann ein Ereignis in das nächste, Stichworte stellen Verbindungen von einer Geschichte zur anderen dar, oder es wird willkürlich eine neue Geschichte begonnen. Zwischen Erzähler und Zuhörer gibt es dabei eine Fülle von verbalen und nonverbalen Verständigungen über die Wirkung des Geschichtenerzählens - und Zuhörens. Sie sind "inoffiziell", sie behaupten nicht "das gefällt mir nicht", sondern sie deuten es - etwa durch eine hochgezogene Augenbraue - an, und der Erzähler hat dann die Möglichkeit, eine langweilige Story abzukürzen, indem er durch ein "na, kurz und gut" zu interessanteren Teilen übergeht.

Wenn Fremde nun in eine Erzähl-Zuhör-Situation geraten, wie dies beim narrativen Interview der Fall ist, dann hat es der Erzähler bei der Auswahl seiner Geschichten schwer, weil er sich nicht auf die

Person seines Gegenübers einstellen kann. Er ist gezwungen, auf Vorerfahrungen in a n d e r e n Situationen zurückzugreifen und Analogien zu ziehen. Im allgemeinen wird er zunächst "auf sicher" gehen und zu Erzählungen greifen, die nach allgemeinen sozialen Vorstellungen "richtig liegen", er wird beispielsweise mit einem "kurzen Lebenslauf" beginnen, der - zwar nicht im Telegrammstil, aber auch nicht in epischer Breite oder dramatischer Zuspitzung - knapp die wichtigsten Stationen des Lebenslaufs nennt. Der Erzähler wird sich dabei nicht zu sehr ins Licht setzen und sich nicht zu sehr unterbewerten, um weder als von sich eingenommen noch als unqualifiziert zu erscheinen. Er ist in dieser Erzählphase weniger auf seinen tatsächlichen Gegenüber als auf allgemeine normative Regeln bezogen. Um diese Distanz, die zwischen dem Erzähler und dem Zuhörer wirkt, zu überwinden, versuchen in alltäglichen Gesprächen die Zuhörer zu erreichen, daß der Erzähler bei seiner Selbstdarstellung nicht nur auf solche alltäglichen Orientierungen und Wissensbestände zurückgreifen muß, die er für sozial allgemein anerkannt hält, sondern auf solche, über die sich die Gesprächspartner verständigt haben. Dies geschieht üblicherweise, indem Zuhörer zu erkennen geben, wie sie über die Sache denken, welche ähnlichen oder entgegengesetzten Erfahrungen sie zum Thema gemacht haben und wie sie an der Stelle des Erzählers in der Geschichte gehandelt haben.

Im narrativen Interview sind in der Erzählphase solche Selbstdarstellungen des Interviewers (Zuhörers) nicht angebracht, um das Prinzip der freien Themenwahl des Erzählers (Interviewpartner) nicht zu verletzen. Der Interviewer muß sich also einer Selbstdarstellung enthalten, er ist jedoch verpflichtet zu versuchen, die Geschichte des Erzählers aus dessen Perspektive als "sinnvoll" zu verstehen. Diesem Bemühen entsprechen die die Erzählung begleitenden Äußerungen des Interviewers ("hm", Kopfnicken, "ah ja"), die nicht als i n h a l t l i c h e Zustimmung aufzufassen sind. Der Zuhörer kann sich über den erzählten Sachverhalt meist kein eigenes Urteil bilden, und ist, wenn er keine Kenntnisse über den erzählten Kontext hat, ohnehin auf die Darstellung des Erzählers angewiesen. Die Äußerungen des Interviewers sind also

nicht als Zustimmung im Sinne eines "jawohl, so war's" aufzufassen, sondern als Ausdruck des Verstehens einer Art und Weise, die Welt zu erleben ("ach, so war das für Sie").

Diese Art der Verstehensbekundung widerspricht einem kritischen Verstehen nicht. Um die erzählte Geschichte wirklich zu verstehen, ist zunächst jedes Wort ernst zunehmen, auch wenn der Interviewer Vermutungen hat, daß etwas "so nicht stimmt". Solche Empfindungen muß der Zuhörer zunächst sammeln und für sich behalten, um sie im zweiten Teil der Rückgriffphase für Fragen, die der weiteren Hervorlockung von Erzählungen dienen, einsetzen zu können.

2.2.4. Rückgriffe

Ist die erste und zweite Phase des Erzählprozesses abgeschlossen, deutet der Interviewpartner im allgemeinen seinen Wunsch nach Sprecherwechsel an. An dieser Schaltstelle hat der Interviewer das Angebot, die Sprecherrolle zu übernehmen, aufzugreifen und ist nun am Zuge. In einer ersten Phase der Rückgriffe spricht der Interviewer noch einmal einzelne Ereignisse an, wobei er der Chronologie der Geschichte oder des Geschehens folgt. Der Interviewer bittet dabei den Erzähler, weitere Ausführungen zu einzelnen Punkten zu machen. Diese Erzählaufforderung geschieht ähnlich wie dies Galliker (1980) als Interviewverfahren beschreibt. Der Interviewer wiederholt zu jeder erzählten Episode den dargestellten Inhalt in zusammenfassender Form. Galliker wendet diese Methode allerdings in der Erzählphase an, und zwar immer dann, wenn die Erzählung ins Stocken gerät oder eine Pause eintritt. Er tut dies mit eigenen Worten, wobei die Zusammenfassung "den Allgemeinheitgrad der abstraktesten Sätze des Sprechers nicht übersteigen darf" (GALLIKER 1980, S. 344).

Diese Art von Rückgriffen gibt dem Erzähler die Möglichkeit, das bereits erstellte "Gerüst" der Erzählung seines beruflichen Lebenslaufs noch mit "Fleisch" zu versehen. Der Erzähler erzählt seine Geschichte in dieser Ausführlichkeit und Vollständigkeit wahrscheinlich zum ersten Mal, und der durch Rückgriffe unterstützte zweite "chronologische Durchgang" bringt noch Sachverhalte hervor, die sonst im Dunkeln geblieben wären, nicht unbedingt, weil der Erzähler sie verbergen wollte, sondern auch weil sie ihm selbst einfach noch nicht präsent waren.

Von diesen Rückgriffen ist eine andere Art von Rückgriffen zu unterscheiden, bei denen der Interviewer direkt gewisse Punkte in der Erzählung ansteuert, die er für auffällig hielt, an denen er das Gefühl hatte, daß etwas "so nicht stimmt". Der Interviewer bittet dabei den Erzähler um Präzisierung oder Detaillierung von bereits erzählten oder angedeuteten Sachverhalten, bei denen er den Eindruck hatte, daß dort noch etwas "verborgen" bleiben sollte. Auch diese Rückgriffe werden vorsichtig in der Form vorgetragen, jedoch wird mit ihnen eine seduktive Strategie verfolgt: "Die Grundüberlegung hinter dieser "Rückgriff"-Frage-Strategie ist die, daß dem Informanten vom Forscher mit dem expliziten Hinweis auf seine Andeutungen die Überlegung nahegelegt wird, auf A müsse er nun auch B sagen (...); die Andeutungen könnten zu unkontrollierbaren Vermutungen und Ausdeutungen Anlaß geben; und man kompromittiere sich weniger durch eine alles ins rechte Licht rückende explizite Darstellung" (SCHÜTZE 1977, S. 37).

Diese Art von Rückgriffen versucht die Zugzwänge des Erzählens (vgl. Kapitel 1.3.3.) auszunutzen, um den Erzähler dazu zu bewegen, Dinge zu erzählen, von denen er sonst nicht sprechen wollte. Die Identifikationen derjenigen "Stellen", auf die sich Rückgriffe beziehen, erfolgen unter Berücksichtigung der Binnenstruktur von Erzählungen, die in Kapitel 1.3.1. bereits dargestellt wurde. Dort wurde darauf verwiesen, daß Erzählungen eigenerlebter Geschichten vier kognitive Strukturen aufweisen, die nach Kallmeyer und Schütze (1977) mit Ereignisträger, Ereigniskette, Situation und thematische Geschichte benannt werden.

"Besonderheiten" im Umgang mit diesen kognitiven Strukturen sind für den Interviewer Anlässe für Rückgriffe:

- Solch ein Anlaß kann darin bestehen, daß in einer Erzählung ein Ereignisträger über längere Zeit "ausfällt", ohne daß der Grund dafür in einer genaueren Darstellung des Hintergrundes liegt, oder im Aufbau einer weiteren Ereigniskette, die im späteren Verlauf mit der Hauptkette zusammentrifft. Wenn der "Ausfall" des Ereignisträgers in der erzählten Geschichte durch die "Logik der Erzählung" n i c h t begründet ist, dann erscheint es sinnvoll, an dem Punkt, an dem der Erzähler "abschweifte", noch einmal nachzuhaken und den Erzähler zu bitten, die Geschichte von da ab noch einmal zu präzisieren.
- Ein weiterer Ansatzpunkt, an dem Rückgriffe angebracht sein können, liegt dann vor, wenn Ereignisketten unvollständig sind und aufgrund dieser Unvollständigkeit die Geschichte nicht ganz plausibel wird, wenn Ereignisketten mit Sprüngen in der historischen Chronologie erzählt werden, oder wenn Ereignisketten verschwinden und stattdessen andere weitergeführt werden, ohne daß dies begründet zu sein scheint.
- Weitere Rückgriffe sind bei der Darstellung von situativen Höhepunkten angebracht, Punkten, an denen sich etwas entschieden hat und die für den weiteren Verlauf der Ereignisse von Bedeutung sind. Solche Situationen werden häufig so beschrieben, als gäbe es von da an keine Alternative mehr zu der Ereignisfolge, die sich tatsächlich ereignet hat. An solchen Stellen ist ein Rückgriff interessant, weil eine nochmalige Schilderung der Situation und nachfolgender Ereignisse Hinweise auf in der Situation verborgene Handlungsalternativen bzw. auf die Relevanzstrukturen des Erzählers ermöglichen.
- Rückgriffe sind immer dann zur Klärung des Sachverhalts und zur Aufdeckung von Orientierungen des Erzählers erforderlich, wenn in der erzählten Geschichte inhaltliche Widersprüche auftauchen, etwa Verletzungen der Zeitstruktur oder Andeutung einer Wiederholung,

ohne daß das erste Ereignis berichtet wurde oder aber gar durch zweimalige - allerdings unterschiedliche - Schilderungen eines (historischen) Sachverhalts.

- Ebenso sind Rückgriffe angedeutet bei Widersprüchen zwischen Handlungsplanungen und Handlungsergebnissen - hier geht es um die Aufdeckung fremdbestimmter Systembedingungen sowie defizitärer Wissensbestände über sie.
- Rückgriffe sind weiter an den Stellen angedeutet, an denen der Zuhörer den Eindruck hat, daß der Erzähler geheime Kommunikationsstrategien anwendet, etwa indem er von sich ein Bild verbreitet, das mehr aus der Darstellungsform als aus der Schilderung des Ereignisverlaufs hervorgeht. Überhaupt gibt es in Erzählungen häufig Diskrepanzen zwischen der Darbietung eines Bildes und dem inhaltlichen Bild selbst. Solche Widersprüche sind u. E. nicht einfach "Verzerrungen", sondern haben einen interaktiven Sinn: Sie können ein Versuch sein - wenn sie vom Z u h ö r e r durch s c h a u t (!) werden: Ein mißlungener Versuch -, das dargebotene Bild der eigenen Identität nachträglich aufzupolieren, d.h. mit Wünschen des Erzählers an die eigene Identität besser in Einklang zu bringen.

Wenn Rückgriffe an Stellen, an denen diese Widersprüche auftreten, erfolgen, dann zwingen sie den Erzähler dazu, den Widerspruch auszuräumen, was ihm dadurch gelingen kann, daß er entweder einer Seite des Widerspruchs zuneigt oder eine neue Ebene einführt, die den Widerspruch aufhebt. In allen Fällen geben die weiteren, durch Rückfragen ausgelösten Erzählsequenzen interessante Hinweise auf Orientierungen und Relevanzen des Erzählers.

Rückgriffe sind daher bei narrativen Interviews von ganz besonderer Bedeutung und stellen an die "fachliche u n d persönliche Kompetenz" des Interviewers (BAACKE 1978, S. 13) große Anforderungen.

Der Interviewer muß

- die Forschungsziele und die Hintergründe der Methode kennen;
- er muß fähig sein, sich auch auf Angehörige einer anderen Subkultur einzulassen und das Vertrauen seiner Gesprächspartner gewinnen;
- er muß mit den durch die Erzählung bei ihm selbst ausgelösten Gefühlen umgehen können: Sie nicht als bloße Folge der Äußerungen des Gegenübers wahrnehmen, sondern die in ihm ausgelösten Gefühle (z.B. Angst) zunächst einmal als seine eigenen wahrnehmen und sie kontrollieren (vgl. DEVEREUX 1976).

Eine abschließende Bemerkung soll zum Schluß nicht ausgelassen werden: Für das Wirksamwerden der Rückgriffstrategie ist es notwendig, daß der Interviewer den Interviewpartner durch seine Fragen dazu bringt, bestimmte Episoden oder Situationen noch einmal zu rekapitulieren. Dies hat den Sinn, den Erzähler wiederum den Zugzwängen der Erzählung auszusetzen, d.h. ihn mit der von ihm produzierten Erzählung - also mit sich - zu konfrontieren. Der Forscher darf dabei keinesfalls einen "Nebenkriegsschauplatz" aufmachen, indem er eigene Interpretationen der Geschichte einbringt, die denen des Interviewpartners widersprechen und die zu einem dialogischen Zweikampf führen. Das Einbringen eines soziologischen Kompetenzanspruchs würde den Interviewpartner nur verunsichern (vgl. HOPF 1978, S. 111), wodurch die Gefahr heraufbeschworen würde, daß er die gemachten Einigungen über Handlungs- und Sachverhaltsschemata aufkündigt.

2.2.5. Bilanzierungsprozeß

Die Rekonstruktion der beruflichen Biografie aus erzählten Geschichten eigenerlebter Ereignisse führt in narrativen Interviews zu einer abschließenden Betrachtung der gesamten Berufsbiografie, wobei meist der Interviewpartner von sich aus Bilanz zieht. Falls er es nicht tut, kann

auch der Interviewer diese Bilanzierung aussprechen, etwa mit einer Andeutung wie "Tja, wenn man nun einmal alles zusammenfaßt, wie sehen Sie da Ihren Berufsverlauf, so, alles in allem ?" . Der Erzähler stellt dann häufig noch einmal eine Eigenleistung heraus, verweist auf die von außen auf ihn zudrängenden Ereignisse, er vergleicht seine Intentionen zu Beginn der Berufslaufbahn mit dem, was daraus geworden ist, was er heute für erstrebenswert hält, was das Berufsleben für ihn gebracht hat und was die Zukunft noch bringen kann.

Die Bilanzierungsphase beruht dabei auf zwei Kräften: Zum einen ist bei Sachverhaltsdarstellungen häufig ein Schluß zu finden, an dem es zu einer "Moral" kommt, zu einer Lehre, die man aus dem Ganzen ziehen kann, oder zu einer abschließenden Bemerkung, die das Ganze noch einmal zusammenfaßt. Zum anderen gibt es in Arbeitsgruppen häufig den Wunsch, zu einem "Ergebnis" zu kommen, d.h. das narrative Interview zu einem e r f o l g r e i c h e n Ende zu bringen: Die Bilanzierung ist in diesem Fall das Ergebnis der Arbeit. Sowohl auf der Ebene der Sachverhaltsdarstellung als auch auf der Beziehungsebene drängt das narrative Interview zu einer Bilanzierung.

2.2.6. Abschluß des narrativen Interviews

Die Bilanzierung könnte als der Abschluß des narrativen Interviews angesehen werden, da sie ja quasi das "Resultat" hervorbringt. Zur Normalform in einem empirischen Sinn gehört jedoch noch eine Abschlußphase, in der die Interviewteilnehmer das Gespräch aufrechterhalten, jedoch nicht als Interview, sondern als Unterhaltung oder Diskussion über Sachthemen. Offensichtlich sind narrative Interviews - zumindest für den Interviewer - anstrengende Unternehmen, so daß er in der Abschlußphase ein Bedürfnis nach Spannungslösung hat und es genießt, sich locker und ungeniert zu geben. Die entscheidende Schaltstelle ist dabei die Frage des Interviewers, ob der Interviewpartner noch Fragen an ihn habe oder etwas wichtiges vergessen wurde. Falls dies nicht der

Fall ist, schaltet der Interviewer das Tonband ab, was für beide eine deutliche Übereinkunft über das Ende des narrativen Interviews ist - man kann wieder "normal" sein. Es folgt dann oft eine informelle Nachlese, gelegentlich werden noch "tolle" Geschichten unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt. Die Interviewpartner stellen nur selten dann noch Fragen zum Forschungsprojekt, meist tun es auch diejenigen nicht, die vorher Interesse daran bekundet haben. Offensichtlich hat ein gelungenes narratives Interview den Interviewpartnern bereits einen Eindruck gegeben von dem, was wir tun, was wir wissen wollten, so daß weitere Informationen überflüssig sind.

Gelegentlich tauchen Fragen auf, ob der Interviewer denn mit dem Interview zufrieden sei, weil der Interviewpartner "ja nur von sich geredet habe". Verstärkt werden diese Fragen gelegentlich durch die Frage, was wir mit dem machen, was der Interviewpartner uns erzählt hat. Unsere Antwort auf solche Fragen hatte meist weitere längere Gespräche zur Folge.

Manchmal fiel den Interviewpartnern in der Abschlußphase noch etwas für das Gesamtverständnis Wichtiges ein. Sie haben den Interviewer dann aufgefordert, "das Ding" (Tonbandgerät) noch einmal anzustellen.

Die Verabschiedung nach einem gelungenen narrativen Interview hat gelegentlich etwas Euphorisches an sich, manchmal bedanken sich die Interviewpartner, weil sie es selbst interessant fanden, andere dagegen machen den Eindruck, als hätten sie eine geschäftliche Angelegenheit abgewickelt.

2.3. Beziehungsschema im narrativen Interview

Erzählungen im Alltag haben einen zwiespältigen Charakter: Sie sind zum einen die Geschichten, die ein Erzähler erzählt, sie sind sein Produkt und basieren auf seiner Erfahrung und Phantasie. Aber nur die Geschichten, die laut und vor mindestens einem Zuhörer erzählt werden, sind Erzählungen, andere würde man eher Tagträume nennen: Letztere haben für den Erzähler / Träumer den Vorteil, daß er ungestraft seiner Innenwelt freien Lauf lassen kann. Sie haben den Nachteil, daß er dafür keine soziale Anerkennung, kein Verständnis von anderen, nicht einmal einen Widerspruch erhält. Gerade diese Ebene des sozialen Austausches macht die Bedeutung von Erzählungen für die Identität als sozial Anerkannter aus. Man erzählt und dabei kann man nicht ungestraft vor sich hin plappern: Man muß darauf achten, was für ein Bild von sich selbst man dabei entwirft und darstellt, was man für ein Bild des / der Zuhörer entwirft und darstellt und muß darauf achten, welche Regeln für die jeweilige Art der Begegnung gesellschaftlich vorgegeben sind: Die Geschichten, die am Stammtisch und auf einer Beerdigungsfeier erzählt werden dürfen, unterscheiden sich - zumindest in der ersten halben Stunde - erheblich.

Diese Gegebenheiten werden in der Soziologie (z.B. in der Konversationsanalyse) stark beachtet: Erzählte Geschichten werden in ihrem sozialen Zusammenhang als eine Ko-Produktion von Erzähler und Zuhörer angesehen, in der jeweils Erwartungen und Erwartungs-Erwartungen eine große Rolle spielen: Der Erzähler interpretiert, während er spricht, die Reaktionen seines Gegenübers, macht sich eine Vorstellung von dessen Erwartungen und reagiert darauf korrigierend, modifizierend, antizipierend oder auch - irrend.

Ein in der soziologischen Literatur zum narrativen Interview nicht sonderlich im Vordergrund stehendes, in diesem Zusammenhang relevantes Problem ist das Problem der M a c h t. Wessen Erwartungen nun eigentlich dominieren, wessen Lied da gesungen wird, ist auch ein Problem

der Durchsetzungsfähigkeit der eigenen Position. Das Problem der Macht, das gerade in der eher ethnomethodologisch orientierten Literatur, vor allem der Konversationsanalyse, etwas unterbelichtet wird, kann auf verschiedene Weise ins Spiel kommen. In der neueren Erzählforschung wird im allgemeinen Erzählen als eine Kommunikationsform angesehen, in der der Erzähler von seinem Zuhörer erwartet, daß dieser bereit ist, seine (des Erzählers) Perspektive - wenn auch nur zur Probe - zu übernehmen. Der Erzähler rekurriert auf Identitätsüberschneidung, er will also mit seinem Zuhörer in der Erzählung gegenseitiges Verstehen genießen. Aber: Er will auch seine Identität darstellen und wahren, möglicherweise aufpolieren. Dasselbe Problem hat der Zuhörer: Er will ja gerne auch das gegenseitige Verstehen teilen - aber nicht auf seine Kosten: Auch er hat eine Identität zu wahren, eine soziale (ein Wissenschaftler kann nicht jede Platttheit interessant finden) und auch eine personale ("also d i e Geschichte würde i c h besser bringen"). Man kann zwar gemeinsam auf Identitätsü b e r s c h n e i d u n g e n rekurrieren, aber es muß auch klar sein, wo die Grenzen liegen, die nicht überschritten werden dürfen. Auch der Zuhörer läßt sich nicht ganz vereinnahmen und wahrt die Grenzen seiner Identität.

Die Verwischung der Identitätsabgrenzung der Gesprächsteilnehmer kann in Erzählsituationen zum Problem werden. Es entsteht ein Machtkampf um die Durchsetzung von "Identität", um die Anerkennung von Unterschieden. Der Machtkampf der Gesprächsteilnehmer kann dabei um das Handlungsschema, Sachverhaltsschema und um das Modalitätsschema gehen.

D e r M a c h t k a m p f u m d a s H a n d l u n g s - s c h e m a bezieht sich unmittelbar auf die Handlungsfigur, auf die sich Interviewer und Interviewpartner gemeinsam festlegen. Diese Feststellung erfolgt nicht in einer herrschaftsfreien Situation: Der Interviewer kommt als "Bittsteller", will aber seinerseits das Handlungsschema bestimmen, da es für seine Forschung methodisch erforderlich ist. Der Interviewpartner ist der "Gewährende", er erklärt durch seine Bereitschaft zur Teilnahme am Interview auch die Bereitschaft, sich auf das

vorgeschlagene Handlungsschema zu beziehen und es mit zu tragen. Allerdings kann er die Bereitschaft, ein Handlungsschema aufzugreifen und durchzuführen, jederzeit ablehnen und versuchen, ein anderes Handlungsschema durchzusetzen. Das Handlungsschema, das der Interviewer durchsetzen will, kann bezeichnet werden als: Informieren über die persönliche Sicht des eigenen Berufsverlaufs.

Der Interviewpartner, der dieses Handlungsschema "hauptverantwortlich" trägt, hat dabei nicht nur ein vorrangiges Rederecht, sondern auch Redepflicht. Dieser Pflicht kann er sich entziehen - das ist aber gleichbedeutend mit einer Aufkündigung des vereinbarten Handlungsschemas. Der Interviewpartner kann sich eine "Machtprobe" durch eine Abweichung vom vereinbarten Handlungsschema ohne weiteres leisten, da er das Monopol über die Erzählung von Geschichten hat - oder aus der Perspektive des Interviewers gesehen: Das Monopol der Datenproduktion. Der Interviewer ist zwar an der Produktion der Daten beteiligt, aber bei einem Veto des Interviewpartners "läuft nichts mehr".

Wenn umgekehrt der Interviewer dem Interviewpartner dessen "Rederecht" über das Maß, das ihm der Normalform gemäß zugestanden ist (Zustimmung, Nachfragen) beschneidet, etwa indem er sich selbst zum "Schematräger" machen will, dann verletzt er nicht nur das Rederecht des Erzählers, das ihm als Träger des Handlungsschemas zukäme, sondern mißachtet auch die Funktionsbedingungen des narrativen Interviews.

Solche "Regelverstöße" durch den Erzähler kommen gelegentlich dann vor, wenn der Interviewer eine Hypothese über Persönlichkeit oder Handlungsmuster seines Interviewpartners hat, deren Gültigkeit er aber aus dem bisherigen Gesprächsverlauf nicht nachweisen kann. Wenn der Interviewer nun durch Nachfragen krampfhaft erreichen will, daß der Interviewpartner eine Aussage macht, die seine These stützt, dann kann man den ablaufenden Machtkampf charakterisieren als den Versuch des Interviewers, das Handlungsschema "Informieren über den eigenen Berufsverlauf" umzuwandeln in "Aufklären über den Berufsverlauf" des Anderen.

Der Interviewer als Zuhörer seinerseits muß die innere Stabilität und die Gelassenheit haben, sich in den anderen hineinzusetzen, ohne zu fürchten, daß seine Identität zu kurz kommt, ohne in Versagensängste zu verfallen, d.h. Ängste, seine Identität als Forscher zu verlieren, wenn er in einem Interview keine Spur für aufklärende Rückgriffe findet.

Der Abbau von Angst auf seiten des Erzählers / Interviewpartners wie des Zuhörers / Interviewers, d.h. die Überwindung einer Gesprächssituation, in der Dominanzprobleme bestehen, ist eine konstitutive Voraussetzung für das Gelingen einer Erzählung, die in "epischer Breite" und "dramatischer Zuspitzung", in einer "Reinszenierung" Ereignisse darstellt. Der Abbau von Machtstreben im Gespräch ist jedoch eine nicht beliebig herbeiführbare Situation - er stellt ja gerade das Gegenteil von strategischem Handeln dar und ist durch keinen Kunstgriff und keine Tricks herbeizuführen: Vertrauen gewinnen und Verständnis finden ist keine manipulierbare "Verhaltensvariable", sondern Ergebnis eines Interaktionsprozesses, der Handeln und Akzeptieren umfaßt, also nicht nur von einem Akteur abhängt.

Der M a c h t k a m p f u m d a s S a c h v e r h a l t s - d a r s t e l l u n g s s c h e m a hat im Kern stets die Abweichung von der Darstellungsform des Erzählens von Geschichten. Das übergeordnete Handlungsschema (Informieren über die persönliche Sicht des eigenen Berufsverlaufs) bringt es nicht notwendigerweise mit sich, daß der Interviewpartner als Träger des Handlungsschemas nun seinen Berufsverlauf als Geschichte e r z ä h l t, d.h., chronologisch die wesentlichen Ereignisse in Form einer Erzählung darbietet, in deren Mittelpunkt er als ein sich Verändernder steht.

Das Sachverhaltsdarstellungsschema "Erzählen, wie jemand beruflich zu dem wurde, was er jetzt ist" wird dabei ebenfalls zwischen den beiden Gesprächspartnern ausgehandelt. Dabei allerdings hat der Interviewpartner die Möglichkeit, sich dem vereinbarten Sachverhaltsdarstellungs-

schema zu entziehen, ohne gleichzeitig das übergeordnete Handlungsschema aufzukündigen: Der Interviewpartner kann über seinen Berufsverlauf informieren, ohne die wesentlichen Ereignisse seines Berufslebens zu erzählen. D.h., er kann die Darstellungsform "Erzählen" verweigern, und er kann die Darstellung relevanter Sachverhalte verweigern, etwa durch Auslassungen oder dadurch, daß er sie zum Un-Thema erklärt.

Der Interviewer wird in einem solchen Fall - um die Funktionsbedingungen des narrativen Interviews herzustellen - versuchen, sich gegen den Interviewpartner durchzusetzen, indem er ihn dazu bringt, sich doch noch der vom Interviewer verlangten Darstellungsform des zugrundeliegenden Sachverhalts, nämlich der Erzählform, zu unterwerfen. Die Mechanismen, die der Erzähler dabei anwendet, um wieder die Situation "im Griff" zu haben, weisen eine gewisse Variationsbreite auf: Sie reichen vom einschmeichelnden Bekunden von Interesse bis zum skeptischen - fast schon Ungläubigkeit signalisierenden - Nichtverstehen der Ereignisse. Der Interviewer hat dem Interviewpartner gegenüber die Möglichkeit, ihm die Anerkennung zu verweigern für das, was dieser bereits von sich preisgegeben hat. Dadurch kann er den Interviewpartner auch unter Zugzwang setzen, mehr von sich preiszugeben, da er ihm sonst die psychische "Entlastung" (vgl. Abschnitt 1.3.2.), die dieser von seinem "sich-mitteilen" erwartet, nicht gewährt. Die Möglichkeit der Sanktion, die der Interviewer als Repräsentant "der Öffentlichkeit" hat, reicht jedoch nur soweit, wie der Interviewpartner ihm Sanktionsgewalt zubilligt, da der Interviewer als solcher ja keine relevante Instanz für den Interviewpartner darstellt. Die Sanktionsmacht des Interviewers ist daher begrenzt, sie geht vermutlich nur so weit, wie die "Kritik" (in Form von geäußertem Unverständnis, Unglauben, Zweifel an der Wahrheit) an der Darstellung des Interviewpartners von diesem souverän zurückgewiesen werden kann oder aber auf Bereich stößt, die diesem selbst problematisch sind und ihn nachdenklich machen.

Der M a c h t k a m p f u m d a s M o d a l i t ä t s - s c h e m a wird geführt um die Art und Weise, in der das Sachverhaltsdarstellungsschema und Handlungsschema dargestellt bzw. abgewickelt wird. Üblicherweise ist bei den vorbereitenden Handlungen (Begrüßung, erster small talk) ein scherzhafter Ton möglich und nützlich, da er ein "Warmwerden" der Gesprächspartner ermöglicht. Bei den einzelnen Phasen des eigentlichen Interviews ist dagegen ein ernsthafter Ton angebracht, der nur dann durchbrochen wird, wenn entweder der dargestellte (historische) Sachverhalt in sich komische Elemente enthielt oder wenn der Erzähler sich in der Erzählzeit von der erzählten Zeit distanzieren möchte.

Eine weitere Möglichkeit des Machtkampfes besteht nun darin, daß der Interviewpartner sich zwar dem ihm vom Interviewer vorgeschlagenen Handlungsschema und auch dem Sachverhaltsdarstellungsschema fügt, aber dies in einem Modus tut der andeutet, daß der Erzähler seine Geschichte durch Ironie und Scherz vor dem Zuhörer so abqualifiziert, als sei sie nicht die eigene. Ironie und Scherz in der Darstellung verschiedener Episoden der Erzählung haben dann einen kommunikativen Sinn, wenn der Erzähler einen "Wendepunkt" darstellen kann, bei dem deutlich wird, warum die zeitlich vorgängige Episode ironisiert wird, während er die dem Wendepunkt - d.h. seiner Wandlung - folgende Episode ernst nimmt.

Wenn aber in einer Erzählung der ironisierende scherzhafte Ton durchgängig bis zur Darstellung der Gegenwart beibehalten wird, dann ist es dem Zuhörer schwer möglich, die Beziehung des Erzählers zu seiner Geschichte zu verstehen. Der witzige Darstellungsmodus sagt dann möglicherweise eher etwas aus über die Beziehung des Erzählers zu seinem Zuhörer als über seine Beziehung zu seiner Geschichte: Der Erzähler sorgt durch die Wahl des Modalitätsschemas dafür, daß sich das Handlungsschema unmerklich vom "Informieren" auf ein "Unterhalten" verschiebt und unterläuft so die Definitionsmacht des Interviewers in bezug auf die Feststellung des Handlungsschemas.

Eine - verständliche - Verweigerung des Interviewpartners, den ihm bis dato nicht bekannten Regeln des narrativen Interviews zu folgen, löst nach unserer Erfahrung eine Art sozialen Wettkampf aus, bei dem sich der Interviewer als "Versager" ansehen würde, wenn es ihm nicht gelänge, die Regeleinhaltung doch noch durchzusetzen. Völlig gestreßt, schwitzend und mit kribbeligen Fingern stürzen Interviewer nach solchen Erlebnissen in die nächste Kneipe.

L i t e r a t u r v e r z e i c h n i s

ADORNO, Theodor W.: Soziologische Schriften I, Bd. 8 der Gesammelten Schriften.
Frankfurt 1972

ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (ABS) (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1 und Bd. 2.
Reinbek 1973 (Bd. 1 1973 a; Bd. 2 1973 b)

ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (ABS): Kommunikative Sozialforschung.
München 1976

BAACKE, Dieter: Ausschnitt und Ganzes - Theoretische und methodologische Probleme bei der Erschließung von Geschichten. In:
BAACKE und SCHULZE 1979

BAACKE, Dieter und SCHULZE, Theodor (Hg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens.
München 1979

BERGER, Hartwig: Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. Eine Kritik an Interview und Einstellungsmessung in der Sozialforschung.
Frankfurt 1974

BÜHLER, Charlotte: Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem.
Leipzig 1933; 2. veränderte Auflage: Göttingen 1959

BÜHLER, Charlotte: Die Entwicklungsstruktur von Zielsetzungen in Gruppen und Einzeluntersuchungen. In:
BÜHLER und MASSARIK 1969

BÜHLER, Charlotte und MASSARIK, Fred (Hg.): Lebenslauf und Lebensziele. Studien in humanistisch-psychologischer Sicht.
Stuttgart 1969

CHOMSKY, Noam: Aspekte der Syntax-Theorie.
Frankfurt 1973

CICOUREL, Aaron V.: Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle. In:
ABS 1973 a

CICOUREL, Aaron V.: Sprache in der sozialen Interaktion.
München 1975

CREMER-SCHÄFER, Helga: Biographie und Interaktion. Eine Analyse der sozialen Funktion von Biographien Abweichender. In:
Kriminologisches Journal Bd. 8, 1978

DEPPE, Wilfried: Arbeiterleben. Eine empirische Untersuchung über Lebensschicksale und lebensgeschichtliche Erfahrung deutscher Industriearbeiter verschiedener Generationen.
Göttingen, Dissertation, 1973

DEVEREUX, Georges: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften.
München 1976

VAN DIJK, T. A.: Philosophy of Action and Theory of Narrative. In:
Poetics Bd. 5, 1976

EHLICH, Konrad (hg.): Erzählen im Alltag.
Frankfurt 1980

EHLICH, Konrad und SWITALLA, Bernd: Transkriptionssystem - Eine exemplarische Übersicht. In:
Studium Linguistik, Bd. 2, 1976

EKARDT, Hans-Peter: Entwurfsarbeit. Organisations- und handlungstheoretische Ansätze zur soziologischen Analyse der Arbeit von Bauingenieuren im Tragwerksentwurfsbereich.
Darmstadt, Dissertation, 1978

FALTIN, Günther und HERZ, Otto (hg.): Berufsforschung und Hochschuldidaktik II. Handlungsspielräume als Zielkategorie.
Hamburg (AHD) 1974 (Blickpunkt Hochschuldidaktik Bd. 33)

FISCHER, Wolfram: Legitimationsprobleme und Identitätsbildungsprozesse bei evangelischen Theologen.
Münster, Dissertation, 1976

FLADER, Dieter und GIESECKE, Michael: Erzählen im psychoanalytischen Erstinterview. In:
EHLICH, 1980

FUCHS, Werner: Lebenweltanalyse von Fernstudenten zur Reflexivität der biographischen Methode. Werkstattberichte des Zentralen Instituts für Fernstudienforschung der Fernuniversität Hagen.
Hagen 1979

GAERTNER, Adrian und HERING, Sabine (Hg.): Regionale Sozialforschung. Materialien 12 des Modellversuchs "Soziale Studiengänge" an der Gesamthochschule Kassel.
Kassel 1978

GALLIKER, Mark: Arbeit und Bewußtsein. Eine dialektische Analyse von Gesprächen mit Arbeitern, Angestellten, Beamten und selbständig Erwerbenden.
Frankfurt/New York 1980

GIESECKE, Michael: Erzählen in Supervisions- und Balintgruppen.
Kassel 1979 (Manuskript)

GLASER, Barney G.: Theoretical sensitivity. Advances in the Methodology of Grounded Theory. Mill Valley 1978

GLASER, Barney G. und STRAUSS, Anselm L.: The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. New York 1967

GLASER, Barney G. und STRAUSS, Anselm L.: Status Passage Chicago 1971

GOFFMANN, Erving: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt 1971

GORZ, André: Der Verräter. Vorwort von Jean Paul Sartre. Frankfurt 1980

GÜLICH, Elisabeth: Konventionelle Muster und kommunikative Funktionen von Alltagserzählungen. In: EHLICH 1980

GUMBRECHT, Hans-Ulrich: Erzählen in der Literatur - Erzählen im Alltag. In: EHLICH 1980

HASSEMER, W., HOFFMANN-RIEM, W. und WEISS, M. (Hg.): Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie Bd. 2: Interaktion vor Gericht. Baden-Baden 1978

HEINZE, Thomas; KLUSEMANN, Hans-U. und SOEFFNER, Hans-Georg (Hg.): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zu einer sozial-wissenschaftlichen Hermeneutik. Bensheim 1980

HENSLIN, James M. (Hg.): Down to Earth Sociology. Introductory Readings. New York 1976, 2. Auflage

HERMANN, Harry: Sozialpsychologische Konzeptionen des Handelns - Versuch ihrer Konkretisierung am Beispiel der Ingenieurarbeit. In: HERMANN, TKOCZ und WINKLER 1980

HERMANN, Harry; TKOCZ, Christian und WINKLER, Helmut: Ingenieurarbeit: Soziales Handeln oder disziplinierte Routine? Werkstattberichte des Wissenschaftlichen Zentrums für Berufs- und Hochschulforschung Bd. 2 Kassel 1980

HOPF, Christel: Die Pseudo Exploration - Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie, Bd. 7, 1978, H. 2

KALLMEYER, Werner: Kritische Momente. Zur Konversationsanalyse von Interaktionsstörungen. In: Loccumer Protokolle 11/1978

KALLMEYER, Werner und SCHÜTZE, Fritz: Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung.
In: WEGENER 1977

KOHLI, Martin: Studium und berufliche Laufbahn. Über den Zusammenhang von Berufswahl und beruflicher Sozialisation.
Stuttgart 1973

KOHLI, Martin: "Offenes" und "geschlossenes" Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse.
In: Soziale Welt, Bd. 29, 1978, H. 1

KRAPPMANN, Lothar: Soziologische Dimensionen der Identität.
Stuttgart 1969

LEITHÄUSER, Thomas und VOLMERG, Birgit: Die Entwicklung einer empirischen Forschungsperspektive aus der Theorie des Alltagsbewußtseins.
In: LEITHÄUSER u.a. 1977

LEITHÄUSER, Thomas u.a.: Entwurf zu einer Empirie des Alltagsbewußtseins.
Frankfurt 1977

MACKENSEN, Reiner und SAGEBIEL, Felizitas (Hg.): Soziologische Analysen. Referate aus den Veranstaltungen der Sektionen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und der ad hoc Gruppen beim 19. Deutschen Soziologentag.
Berlin 1979

OEVERMANN, Ulrich: Ansätze zu einer soziologischen Sozialisationstheorie und ihre Konsequenzen für die soziologische Analyse. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 21 (Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug), 1979

OEVERMANN, Ulrich: Strukturgeneralisierung. Vortrag auf dem Workshop zur Typenbildung in den Sozialwissenschaften.
Dortmund, April 1981

OEVERMANN, Ulrich; ALLERT, Tilmann und KONAU, Elisabeth: Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin.
In: HEINZE, KLUSEMANN, SOEFFNER 1980

OEVERMANN, Ulrich und ROETHE, Thomas: Konstanz und Veränderung in der Struktur sozialer Deutungsmuster. Eine exemplarische Fallanalyse anhand von zwei in 10-jährigem Abstand durchgeführten Interviews einer Familie.
1981 (Manuskript)

QUASTHOFF, Uta (Hg.): Sprachstruktur - Sozialstruktur. Zur linguistischen Theorienbildung.
Königstein 1978

QUASTHOFF, Uta: Eine intakte Funktion von Erzählungen.
in: SOEFFNER 1979

QUASTHOFF, Uta: Gemeinsames Erzählen als Form und Mittel im sozialen Konflikt oder Ein Ehepaar erzählt eine Geschichte.
in: EHLICH 1980

RABE, B.: Der sozialdemokratische Charakter. Drei Generationen aktiver Parteimitglieder in einem Arbeiterviertel.
Frankfurt/New York 1978

REHBEIN, Jochen: Sequentielles Erzählen - Erzählstrukturen von Immigranten bei Sozialberatungen in England.
In: EHLICH 1980

RIESMANN, David; DENNEY, Reuel und GLAZER, Nathan: Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters.
Reinbek 1958

SCHATZMANN, Leonard und STRAUSS, Anselm L.: Social Class and Modes of Communication.
In: SMITH 1966

SCHATZMANN, Leonard und STRAUSS, Anselm L.: Field Research. Strategies for a Natural Sociology.
Englewood Cliffs 1973

SCHÜTZ, Alfred: Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit.
Den Haag 1971 (a)

SCHÜTZ, Alfred und LUCKMANN, Thomas: Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1.
Frankfurt 1979

SCHÜTZE, Fritz u.a.: Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens.
In: ABS 1973 b

SCHÜTZE, Fritz: Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen.
In: Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie, Bd. 10, 1975 (a)

SCHÜTZE, Fritz: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung.
In: ABS 1976

SCHÜTZE, Fritz: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen.
In: Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät Soziologie.
Bielefeld 1977

- SCHÜTZE, Fritz: Strategische Interaktion im Verwaltungsgericht - Eine sozio-linguistische Analyse zum Kommunikationsverlauf im Verfahren zur Anerkennung als Wehrdienstverweigerer. (1978 a)
In: HASSEMER, HOFFMANN-RIEM und WEISS 1978
- SCHÜTZE, Fritz: Zur Konstitution sprachlicher Bedeutungen in Interaktionszusammenhängen. (1978 b)
In: QUASTHOFF 1978
- SCHÜTZE, Fritz: Was ist kommunikative Sozialforschung ? (1978 c)
In: GAERTNER und HERING 1978
- SCHÜTZE, Fritz: Das narrative Interview. Zwischenbericht an die DFG. Bielefeld/San Francisco 1979
- SCHÜTZE, Fritz: Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. Bielefeld 1980 (Manuskript)
- SMITH, Alfred G. (Hg.): Communication and Culture. New York 1966
- SOEFFNER, Hans-Georg (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart 1979
- SOEFFNER, Hans-Georg: Interaktion und Interpretation. Überlegungen zu Prämissen des Interpretierens in der Sozial- und Literaturwissenschaft. (1979 a)
In: SOEFFNER 1979
- SOEFFNER, Hans-Georg: Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik am Beispiel der Interpretation eines Textausschnittes aus einem "freien" Interview.
In: HEINZE, KLUSEMANN und SOEFFNER 1980
- STRAUSS, Anselm L.: Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität. Frankfurt 1968
- THOMAS, W. I. und ZNANIECKI, Florian: The Polish Peasant in Europe and America. 2 Bde. New York 1958
- WADENFELS, Bernhard: Der Spielraum des Verhaltens. Frankfurt 1980
- WATZLAWICK, Paul; BEAVIN, Janette B. und JACKSON, Don D.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern/Stuttgart/Wien 1972
- WEGENER, Dirk (Hg.): Gesprächsanalysen. Hamburg 1977
- WEISSKOPF-JOELSON, Edith: Der Sinn als integrierender Faktor. In: BÜHLER und MASSARIK 1969

WELLENDORF, Franz: Über den Zusammenhang zwischen Familiendynamik und Entscheidung für ein Fernstudium. Interpretation eines Interviews. In: HEINZE, KLUSEMANN und SOEFFNER 1980

WILSON, Thomas P.: Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: ABS 1973 a

WINDOLF, Paul: Zur Methodologie des Interviews. In: MACKENSEN und SAGEBIEL 1979

WINNICOTT, D. W.: Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart 1973

